

MARIE DIERS
Die wandernden Herzen
von Löfeland

Nagel

Die wandernden Herzen von Löfeland

M A R I E D I E R S

Die wandernden Herzen
von Löffeland



Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg / Berlin / Leipzig

Einbandzeichnung von Ernst Schlopp, Schweidnitz
Copyright 1928 by Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg
Gedruckt bei der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36 u. Wandsbek
Printed in Germany

Erstes Kapitel

Das ist das Dorf, das drittehalb Meilen von der nächsten Poststelle liegt, hinter den Buchenwäldern, die man dort die Rastorfer Heide nennt, in denen Einheimische Mühe haben, den rechten Weg zu halten, und in denen innerhalb von zwei Jahren drei Menschen durch Verirren umgekommen sind: ein fremder Handwerksbursch, der Fleischergehilfe Lüderig, der in Lohwinkel seine Großmutter besuchen wollte, und, wunderlich: die alte Rastorfer Botenfrau, die an sechzehn Jahre alle Woche zweimal diesen Weg durch die Heide gemacht hatte, aber wohl von Geisteschwäche überfallen, an einem kalten Wintertag die Kreuz und Quer irrte und im Frühling vom Förster an einem alten Eichenbaum gefunden wurde, ein Häufchen Knochen und Lumpen. Hinter der Rastorfer Heide beginnen die großen Moore, die tückisch grün und farbenleuchtend stehn in den kurzen Sommern, und die im nassen Herbst und Frühjahr in den schwarzen quellenden Wassern versinken. Auch sie haben ihre Todeschronik, und auf der steinernen Tafel, die in der Kirche hinter dem Altar hängt, stehen heute noch die Namen der Verunglückten, Hirten, Kinder und Frauen, ja, ein ganzer Hochzeitszug ist vor etwas mehr

als hundert Jahren dort versunken mit Braut und Bräutigam, Trauzengen und Hochzeitsgästen und dem Gespann, in dem sie fuhren.

Das ist das Dorf, von dem jene eigenthümlich berühmten Mitternachtsgottesdienste ausgingen, die in den achtziger Jahren soviel besprochen und auch hier und da nachgemacht wurden, aber immer nur für kurze Dauer. Es ist das Dorf, das sich nach alten Chroniken aus mehreren kleinen Dörfern, Einzelgehöften und wendischen Siedlungen zusammengezogen hat und wie ein kleines Reich für sich daliegt, sich erstreckend von den tiefgelegenen Höfen, die im Sumpfwasser stehen und eine ungewisse und karge Landwirtschaft mit dem Torfbau verbinden, bis die steinigen Höhen hinan, wo die breite Dorfstraße geht und hohe Pappeln die alte Feldsteinkirche mit ihrem klobigen festungsähnlichen Turm umstehn.

Trogig und eng, in einem über und über blühenden Garten liegt das Pfarrhaus, über dessen Thür in Stein gehauen die verwitterte Zahl 1601 noch zu entziffern ist. In diesem Hause, durch das der Dreißigjährige Krieg ging, ohne es zu zerstören, haben Pfarrer gelebt, die eiserne Männer waren. Die nicht viel nach bequemen Zimmern, breiten Fluren und hohen Fenstern fragten. Den modernen Menschen aber mag es bange werden, wenn sie in diese Räume treten, niedrig mit Balkendecke, mit dreimannsdicken Mauern, in denen die Fenster wie Schießlöcher sitzen.

Mancher Pastor, der hierher kam, sein Amt und Brot zu finden, kehrte wieder um, wenn er sich das Gesicht seiner Frau vorstellte, die er hier hereinführen

wollte, und nahm lieber die Wartezeit noch einmal wieder auf sich. Der jetzt dort das Amt führte, hatte weder Weib und Kind, es war ein mächtiger, schwarzhaariger Mann, mit Namen Nikolas Glüter, ein direkter Nachfahr jenes Glüter, der das erste plattdeutsche Gesangbuch herausgab im Gegensatz zu den lateinischen Gesängen, und dem als feurigen Glaubenshelden seine Hafenstadt ein Denkmal setzte. Von diesem jetzigen Glüter gingen die geheimnisvollen Mitternachtsgottesdienste aus, die eine so ungeheure Macht über die Bevölkerung ausübten, bis die ganze Sache plötzlich wie auf ein Zauberwort verschwand, als wäre sie selber von den großen Mooren hinter der Rastorfer Heide verschluckt.

Von der Dorfstraße herab sah man den großen See blinken, der sich auf der entgegengesetzten Seite meilenweit ins Land streckte, und an nebligen Tagen alle seine jenseitigen Ufer verlor. Hier war gutes Land. Hier lagen die Acker, Wiesen und Weiden der Löfeländer Bauern, die sich über die Torfstecher und Sandflöhe der Rastorfer Seite erhoben, und deren Kinder in der Schule rote Backen hatten und obenan saßen.

Der größte Mann im Löfeland ist der Schulzengutsbesitzer Löff. Es ist das Erbschulzgentum, das nach der Kirchenchronik schon im Ende des siebzehnten Jahrhunderts bei den Löffs war. Möglich, daß der Name des Dorfes und Umlands sich aus diesem Geschlecht herschrieb.

Der Schulzenhof ist ein weiträumiges Gewese, mit tiefem Hofraum, langgestrecktem, niedrigem Wohnhaus

und großen strohgedeckten Ställen. Es hat im Gegensatz zu dem finstertroßigen Pfarrhof etwas beinah Gemüthliches. Indessen seien die Leute gewarnt, hier allzubviel Gemüthlichkeit zu suchen.

Im taunassen Grase des weiten Schulzengartens liegen die über Nacht abgefallenen Äpfel. Es ist Oktoberfrühe, die sich sonnengolden aus den Nebeln ringt. Gusta Löff geht in der Schürze die Äpfel sammeln. Hier und da fällt noch einer und wieder einer lautlos in der Morgenstille.

Es ist ein starkknochiges Mädchen mit bräunlicher Haut und mißfarbig gedunkeltem rotbraunen Haar — stark wendische Mischung. Auf Kasse haben die Löffs nie gehalten, aber auf Besitz. Dennoch hat sich mit der Zeit eine Art Kasse herangezüchtet, nicht schön, aber fest in den Schuhen stehend, mit einer eignen gewachsenen Art, die dennoch ihre starken Reize hat. Unter den zusammengewachsenen Augenbrauen des Mädchens stehn ein paar schwerdunkle Augen, die man Zigenneraugen nennen könnte in ihrer seltsam schwermüthigen Unzulässigkeith, wenn es nicht doch Löff-Augen wären, jenes seßhaftesten Geschlechts des ganzen Landes.

Der wundersame Herbstmorgen spinnt um sie her. Zwischen den Bäumen, deren Laub sich färbt, blinkt der See herauf, aber über dem Moor, nach rechts hinüber, brauen noch dichte Nebel. Das Mädchen eilt sich. Ihre Bewegungen beim Bücken sind nicht leicht und federnd, sondern von einer schwerfälligen Stetigkeit, selbst in der Eile. Sie übersieht keinen Apfel, aber sie möchte zu Ende gelangen, ehe die Mutter darüber kommt. Mutter

leidet es nicht, das Sammeln in die Schürze, wegen der Druckstellen. Wozu stehen die Handkörbe bereit im Windfang?

Seit Gusta Löff verlobt ist, hat sie nicht mehr den Sinn für die genaue Ordnung zu Hause. In ihrem eigenen Hof wird sie ihn unbedingt wiederfinden. Sie wird ihre Kinder dazu anhalten, wie die Mutter sie und die Brüder angehalten hat. Wem es das Eigene ist, der hält sich dazu. Wo die Feder abspringt, macht man es nur noch vor Augen. Das ist Löffsche Art.

Der letzte Apfel ist drin. Was jetzt noch fällt, gehört nicht mehr in das Gebiet dieser Frühstunde. Gusta Löff geht dem Zauntor zu, im Gehen fängt ihr Blick noch das Bild des glitzernden Sees auf. Am linken Ufer aus Bäumen lugend das hohe rote Dach, ihr neues Zuhause, der Forsthof von Altenwischow.

Welch schöner Tag zieht herauf!

Sie wird einen roten Wagen haben mit gelben Rädern und ein paar Schwarze davor, angeschirrt mit hellbraunem Giezeug. Der Kutscher vom Forsthof trägt Livree und Handschuhe. Es herrschen andre Sitten als bei den Löffs, der alte Löff sagt: „Stuhlwagen ohne Federn, Pferdegeschirr aus Stricken, aber unsere Gänle dazu, die von Löffeland nach Schneiderwind in einem Strich gehn, mit demselben Atem und nichtmal naß werden, so ist's recht. Was tu ich mit dem ganzen Klimperkram, wenn dabei zwei Klepper sind, die schon weiß zwischen den Schenkeln werden, wenn sie knapp das Moor hinter sich haben.“

Das hatte die Löfelandstochter gestochen. — Ich sag's Heinrich noch vor der Hochzeit. Mit Pferden, über die Vater spotten darf, fahr' ich nicht. Er muß solche anschaffen, wie unsre Braunen hier. Das glänzende Fell, und daß sie auf den Ruck stehn, da gucken wohl die Leute. Aber ehe nicht Vater den Neid kriegt, eher ist es nichts.

Sie kommt in den Windfang. Die verwachsne Lina Buschwecker steht drin und stampft die Schweinekartoffeln. Die sieht gleich, daß die Haustochter die Äpfel in der Schürze bringt statt im Korb. Wenn man sowas melden dürfte —! Gern tät man's, übergern. Daß diese Bramse auch mal was abkriegt. Neid zerrt ihr den armen flachen Busen. Gesund und reich und Braut ist die andre, und krank und arm und ohne Schatz man selber. Das Leben ist schlecht.

Sie meldet's nicht, vor ihr ist die Haustochter sicher. Es macht sich böß bezahlt, so etwas. Sie bringt sogar einen Morgengruß heraus. Die andre erwidert ihn nicht, hat ihn gar nicht einmal gehört, merkt kaum, daß da eine am Stampftrog steht. Sie hat andre Sorgen.

Zur Frühsuppe findet sich alles zusammen. Der Raum ist niedrig, mit Balken oben, aber weit wie ein Tanzsaal. Der Tisch steht nicht in der Stubenmitte, sondern an den vier kleinen Fenstern entlang, unter denen die rot-gestrichne Bank läuft. Sizen die Brüder schon darauf, mit den breiten Rücken zu den Fenstern, Adolf und Bertram, baumstarkes Volk, gediente Kürassiere, häßlich wie die Löfs alle, mit zusammengewachsenen rotbraunen Brauen und Zigeuneraugen, vierschrötig die Gesichter, vorgeloxend die Unterlippen, aber ein Stück Rasse ist doch drin, wenn

auch keine hohe und liebenswerte. Sie haben die Messer in den gebräunten Pranken und kauen Brot und Speck, ob es zwar gegen die Sitte verstößt, anzufangen, ehe die Eltern kommen und die Suppe aufgetan wird. Aber sie verstehen's, das Kauen einzuhalten und unschuldig zu tun, wenn's sein soll. Zwei Knechte sitzen unten auf der Bank, möchten tun wie die Haus söhne, aber verschlucken dies M öch tegern.

„Du, Gusta, weißt schon,“ sagt der Bertram auf plattdeutsch, als sie hereintritt, „dem Förster ist gestern der Rehbock durch die Lappen gegangen. Feinen Schützen, was? Na, wenn du erst Frau Förster bist. Knallt nich up 'n Bock, knallt doch up de Fru.“

Bertram war der Hübscheste von den drei, soweit man von Schönheit bei den Löfs sprechen konnte. Das harte rotbraune Haar lag ihm ein wenig gefälliger als bei dem andern in der Schläfe, in den dunklen Augen war ein fortwährendes Bligeleuchten und um den leichtbesäumten Mund saß ein Zug gewalttätiger Schelmerei.

Gusta konnte keinen Spott, auch kein Necken vertragen. Aber auch auf leichte Abwehr verstand sie sich nicht. Sie wurden immer gleich grob, die Löfs. „Woahr din eigen Kram“, sagte sie zornig zu dem Bruder, der mit einer schallenden Lache antwortete. Sein Lachen war nicht das Schlechteste an ihm, es wirkte auch immer ansteckend. Kaum verbissen die Knechte das ihre. Nur in Adolfs Zügen regte sich nichts. Er sagte plattdeutsch wie die andern, in einem Ton, als rede er mit Pferden oder mit Kühen: „Ruhig. Mul hollen. De Mlern.“

Die alten Löfs kamen hintereinander herein. Zusammen hätte der Türrahmen sie nicht gefaßt. Es waren beides große und dicke Menschen, deren Gesichtszüge verschwommen waren, und die in ihrer Erscheinung doch etwas Unabwendbares, felsenhaft Unerschütterliches darstellten. Morgengrüße wurden kaum getauscht und jedenfalls nicht erwidert. Zum Teil hatten sie einander nach dem Aufstehen auch bereits gesehen. Ein paar Mägde kamen noch, darunter Line Buschwecker. Die lange Marie Brant trug die Einbrennsuppe.

Der Schulze Löf setzte sich in den breiten Armstuhl am oberen Ende des langen Tisches, die Frau in einen noch breiteren an der Seite, das runde, kaum angewerkte Gesicht den Fenstern zugekehrt.

Im Sigen sprach der Schulze das Tischgebet. Es hatte aber nichts mit Essen und Trinken zu tun, sondern lautete merkwürdigerweise: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nach graben und stehlen. Euer Schatz sei im Himmel.“

Dieser Spruch ging durch die ganze Woche hindurch und wurde an jedem Morgen, Mittag und Abend treu fest und unabänderlich wiederholt. Es war eine der Seltsamkeiten, die mit der Amtstätigkeit des Predigers Glüter in Löfeland, die dann über 60 Jahre währte, verbunden waren.

An jedem Sonntag gab er den Hausvätern des großen Dorfes den Losungspruch für die Woche, den er meist dem Kanzeltext entnahm, und der von ihnen allen, den Frommen und den Unfrommen, den Fleißigen und den

Faulen, den Reichen und den Armen, den Braven und den Dorflumpen mit derselben Selbstverständlichkeit befolgt wurde, wie das Naturgebot des Atmens und des Essens.

Es ist gar nicht zu sagen, daß der Schulze Löff ein besonders guter Christ oder ein großer Freund des alten Glüter gewesen sei. Mit nichts, er war ihm oft entgegen in Gemeindesachen, er legte ihm, wenn es ihm paßte, Steine über Steine in den Weg, er sagte oft laut und leise: „De Preisters mögen jawoll in Himmel in alle Ecken Bescheid weiten, wo da de Dischordnung is, und wer toierst in die Dhör rinkümmt und rutgeiht, äwer von irdsche Ding' verstohns nich miehr as mien Käuh.“ Er schimpfte über ihn, daß er ihm die Gemeinde verdürbe und ihr Gleichheitsgraupen in die Köpfe setze, als wenn ein Dorfbauer und ein landloser Tagelöhner ebensoviel sei als ein guter Bauer mit dreihundert Morgen und acht Pferdeköpfen im Stall.

Aber den Kirchgang hielt er inne und den Losungsspruch, den der Herr Glüter dort für die Woche austeilte, den er meist von seinen Einsegnungsstunden auf den lehnelosen Bänken in der blauen Siebelstube bei ihm im Pfarrhaus schon hatte lernen und von hinten und vorn wissen müssen, den nahm er mit und hielt ihn standfest die Woche durch. Dachte auch nicht lange darüber nach, ob er ihm paßte, oder ob er nicht eigentlich eine gute Dhrseige war, die er sich damit dreimal täglich selber gebe.

„Euer Schatz sei im Himmel.“

Nun fingen sie alle an zu essen. Sie hatten schon ein Stück Tagwerk hinter sich und waren rechtschaffen hung-

rig. Essen und Trinken war nicht das erste vom Tag auf dem Schulzenhof, aber es schmeckte dafür um so besser.

Gusta saß neben der Mutter, mußte der Schwerfälligen oder Lässigen jedes Stück Brot, jedes Gerät zu reichen, das nicht unmittelbar vor ihr stand. Der Schulz war trotz seines Umfangs beweglicher, ließ sich nicht in der Weise bedienen, forderte, wenn er etwas brauchte, während die Mutter es unangenehm empfand, wenn sie erst etwas sagen mußte. Es sollte alles angeflogen kommen. Sie fand, sie war nun alt genug dafür und hatte es sich verdient. Wenn man eine Löffsch ist, muß sich das einstellen. Ihre Schwiegermutter war auch so gewesen.

Deshalb wollte sie auch von Gustas baldiger Heirat noch nichts hören. Erst mußte Adolf sich entschlossen haben, und die Schwiegertochter mußte eingelernt sein.

Das wußte Gusta auch. Sie hatte ja Zeit, aber leßthin hatte sie doch auch schon zuweilen bei Adolf nachgedrückt. Wird's noch nicht bald? Soll ich etwa hier auf dem Schulzenhof einschrumpeln, ehe du dich gefälligst entschließt?

* * *

Im unteren Dorf, in einer baufälligen Kate wohnte die alte Witwe Joop mit ihrer Enkelin. Sie hatte nichts zu eigen als dies Lehmhäuschen, einen schlechten Stall mit ihren Hühnern und ihrer einzigen Kuh, ein paar Ruten Wiesenland am Rastorfer Weg, auf denen ihr das bißchen Gras oft sauer wurde, und ein verwildertes Gärtchen am Haus, das zur hohen Sommerzeit immer in einem wahren Farbenrausch prangte. Aber von alledem

hätte sie mit ihrer Enkelin nicht leben können. Doch sie verstand sich aufs Geldverdienen. Nicht allein, daß sie die Hebamme des Dorfes war, wie man damals noch auf den Dörfern dies werden konnte: ohne eigentliche Prüfung und ohne strenge Aufsicht. Sie hatte eine seltsam ausgeprägte Gabe, mit Kranken umgehn zu können, und obwohl sie ihre eigne Art dabei hatte, die dem Besprechen verwünscht ähnlich sah, hatte doch der alte grobe Doktor Bartsch aus Schneidewind gesagt, diese Art sei für die Löfländer grade richtig, und hatte sie zur Hebamme eingesetzt. Der alte Bartsch war längst tot, sein Sohn kurierte in seinen Spuren, und die ehemals frische, flotte Joop war ein altes krummes, dürres Weib geworden. Aber die Doktorin von Löfeland war sie immer noch, dazu die alte Prophetin, die aus den Karten und dem sechsten Buch Moses Glück und Unheil weissagte, die Ehen zusammenbrachte, aber auch Brautleute auseinander, deren Denken und Wirken wie eine dunkle ungreifbare Macht über Löfeland stand.

Jeder, der ihren Rat und ihre Hilfe wollte, bezahlte sie reichlich, schon aus Angst, sie könne ihm etwas Böses antun, ihm die Schweine beheren, die Kühe ausmelken durch einen Strick, der in ihrer Küche vom Rauchfang hing. Sie steckten ihr Geld in die Schürzentasche, Groschen und Taler, sie brachten ihr Eier, Speck und Milch ins Haus, die Bauern fuhren ihr Futter und Holz, und kein Hochzeitstag, kein Fest verging, ohne daß nicht der Kuchen- und Weinzoll an oll Joopsch abgetragen wurde. Sie nahm's selbstverständlich und ohne Dank, ließ ihre Enkelin an allen guten Gaben teilnehmen und

steckte das blanke Geld in ein Kästchen, das sie dreidoppelt in ihrer rotbemalten Truhe verschloß.

Wie sie zu ihrer Enkelin gekommen war, das war ein Ding für sich.

Sie hatte einmal eine Tochter gehabt, ein heißes, junges Blut, das es nicht im weltverlorenen Löfeland aushielt. Andre sagten, sie hätte gern den jetzigen Schulzen Löff geheiratet, der damals noch Schulzensohn war und mit ihr im Dorfkrug getanzt hatte, am Ende um einige Male zuviel. Die Löffs waren immer Mädchenjäger gewesen und hatten sich als die Herren in Löfeland gefühlt, denen alle Blumen blühten. Es war noch eine im Dorf, jetzt des Torfbauern Wittke Frau. Dessen ältester Sohn, der auch gar nicht Wittke hieß, sondern Pape nach der Mutter Mädchennamen, diente als Knecht auf dem Schulzenhof, und jeder wußte, auch Madam Löff nicht ausgeschlossen, daß es der Bruder von Adolf und Bertram war. Wer fragte darnach. Er war ein Knecht wie andre und trug doch die unzuverlässigen Zigeuneraugen und das muckische Maul. Aber die Lise Zoop war nicht so genügsamen Sinnes wie das Papesche Mädchen. Als sie merkte, daß ihre junge Pracht, die so wild blühte wie Mutters Gärtchen in der Lust, ihr nichts nützte und es ihr gehen sollte, wie all den verlassenen Bräuten der Löffs schon durch die Geschlechter hin, machte sie kurzen Prozeß, schnürte ihr Bündel und ging nach Hamburg in Dienst.

Dort fand sie dann auch mehr Freier, als sie brauchen konnte. Sie suchte sich einen aus, der als Geiger nachts in den Kaffeehäusern spielte. Es war kein Zigeuner, es

war ein holsteinischer Lehrersohn, blond wie sie, und auch voll schweifender Hoffnungen und Pläne und voller Lebenstrog. Sie heirateten, ohne Gut und Geld, waren glücklich miteinander wie die Vögel und bekamen ein Kind. Als dies Kindchen drei Tage alt war, starb die junge Mutter im Wochenbett, und der blonde Geiger nahm das hilflose Bündel und brachte es der Großmutter nach Löffeland. Er war so verzweifelt, als habe er seinen ganzen Klug nicht mehr, er sagte, wenn Joopsch das Kind nicht wolle, könne sie es auch in den See schmeißen, ihm wäre jetzt alles gleich. Wozu er erst habe ein knappes Jahr glücklich sein dürfen wie ein Flügelengel, und jetzt, nun er erst wisse, wie Glück aussehe, müsse er in die schwarze Nacht. Der Hebammenstand sei vom Teufel, sagte er. So ein Weib wie sie habe seiner Lise erst die Ansteckung gebracht. Mit ihren verpesteten Kleidern und Händen habe sie sie getötet. Dann ging er wieder davon, und die Joopsch hörte ihr Lebtag nichts wieder von ihm, als daß nach beinaß sechzehn Jahren ein Paket kam, und als sie es aufmachte, war eine Geige drin, nichts weiter. Da mußte sie sich schon denken, daß er nun auch tot sei, und ein Freund in seinem Auftrag die Geige seiner Tochter als einziges Vermächtnis schicke, zumal da das Paket an sie gerichtet war.

Die Alte hat damals zu all den wilden Reden ihres Schwiegerohns kein Wort gesagt. Sie hat sich nur umgedreht, hat in der Küche die Leiter an die Bodenluke angestellt und ist stillschweigend nach oben unter die Dachsparren gekrochen. Da hat sie mit ihren dürrn Armen die alte blau und grün bemalte Wiege, in der sie selber

schon gelegen hatte und alle ihre Geschwister und dann ihre Lise, herausgezerrt, sich damit beladen und ist rückwärts die Leiter mit der schweren Last herabgekrabbelt. Hat auch weiter nichts gesagt, während er immer noch wie ein Wilder sich geberdete, der kaum sah und hörte, was um ihn war, und hat das halbtote, verschnarchte Kindehen hineingelegt und es dann mit Kuhmilch aufgezogen.

Wie es aber aus der Wiege herauswuchs und ranke und schlank da stand, blond wie Lise gewesen war, von der auch die dunkle Stube hell wurde, wenn sie herein kam, fing die große Angst in der alten Frau an zu bohren, mit der Enkelin könne es ihr gehen wie mit der Tochter.

Sie ließ sie nie zum Tanz in den Krug, und seit sie aus der Schule war, durfte sie nicht mehr mit Jungens sein, nicht einmal unter den Pappeln an der Kirchmaner an den Sommerabenden, wenn das junge Volk seine Lieder sang, die schon die Großeltern an derselben Stelle gesungen hatten. Und wenn sie in den Karten las, daß ein schwarzer Mann der Ibe über den Weg lag, warf sie die Karten durcheinander, wollte es nicht wahr haben und wußte doch, daß Adolf Löff damit gemeint sei, und daß das Unheil schon auf der Lauer lag, denselben Weg zu gehn wie damals, immer denselben Weg. Denn alles Unglück ging auf Löffeland seit Menschengedenken denselben Weg.

— — — Aber sie wollte es zwingen, die olle Joopsch. Sie erzählte der Enkelin Greuelgeschichten von der Liebe und von den Löffs.

Hingen diese beiden Dinge hier nicht zusammen in dem großen Dorf? Wer war denn der alte halbblöde Tagelöhner Wilhelm Frieße, der in der Dachkammer vom alten Schulhaus wohnt, wo jetzt der Gemeindesaal unten ist? Und wovon hat sich denn der Fischer Warnke die Fischerei kaufen können und hat doch selber nichts gehabt und hat die Anne Puls geheiratet, die zwanzig Jahre jünger war und bald nach der Hochzeit die Zwillinge hatte? Es heißt nicht umsonst Löfeland hier, sagt die alte Joop. „Das Land ist voll des Herrn“, predigt Pastor Glüter. Da hat sich jeder sein Teil gedacht, und es ist doch gut, daß es mal von der Kanzel gesagt wird.

— Wenn's noch der Bertram wäre, denkt oll Joopsch in ihrer Not. Aber dann hätte nicht der schwarze Mann über den Weg gelegen. Bertram ist mehr rötlich. Der durst's ja auch ebenso wenig sein, aber mit ihm hatte es nicht die Gefahr; die Ältesten vom Schulzenhof sind allemal die schlimmsten gewesen. Sie reißen jeden Apfel ab, der schön anzusehn ist, beißen hinein und schmeißen ihn weg. Wollt ihr Löfeland nicht nennen: Faul-äppeldorf?

Joopsch macht der Ibe graulen. Die ist sechzehn Jahr geworden, weiß nichts von all diesen Sachen. Joopsch ist Doktorin und Weissagerin und sieht nicht, daß die Tochter nicht die Abschrift der Mutter sein muß. Das heiße Blut der Mutter ist dem Kind nicht überkommen. Es ist kühl wie der See im Morgenlicht.

Aber eine Liebe und eine Sehnsucht hatte das kühle Kind doch. Sie lag ihr auch im Blut, wie andern die

andre Liebe. Als die Geige ihres Vaters eintraf, zugleich Todesanzeige und Lebensanruf, ward diese Liebe nicht entzündet, denn sie war bereits da, sondern nur bestätigt. Der Schulmeister Zahn wußte es von den Singstunden her, daß der Ibe Brodersen ein Musikantenherz im Leibe saß. Späterhin sah Pastor Glüter mit Erstaunen aus dem Holzgitter des Pfarrgestühls: Wer hält mir da den Kirchengesang?

Es wurde dann schon zur Gewohnheit: der Gesang hielt sich im Ton, wenn Ibe Brodersen in der Kirche war, und er schwankte wie ein Kahn auf den Wellen, wenn sie fehlte. Denn in Løfeland konnte man nicht singen. Pastor und Schullehrer hörten es wohl, aber sie waren der Stimme selber nicht mächtig.

Als die Geige vor Ibe lag, war ihr, als ob sie träume. Als hielte sie einen schlafenden Zaubervogel im Arm. Einmal als kleines Kind in der Stadt hatte sie eine Geige streichen hören, seitdem nie mehr. Der Schulmeister hatte ein altes Tafelklavier stehn, auf dem gab er Töne und Weisen an. Es war klapprig und beinahe klanglos. Wenn sie hier an die Saiten rührte, kam ein feiner, süßer Ton, der ihr durch Mark und Bein ging.

Ach, wer ihr darauf etwas vorspielte, wer sie lehrte, darauf zu spielen —!

* * *

Es war schon so weit. Das Pfortchen ging schon auf.

Es gehörte keine Weissagekunst und kein Kartenlegen dazu, um in Løfeland das Geschick einer aufblühenden Mädchenknospe zu wissen.

Madam Löff sagte zu ihrer Tochter Gusta: „Stech deine Heiratsgedanken nur ruhig noch ein paar Jahre hinter den Ofen. Ehe Adolf nicht das Feld abgegrast hat, ist er nicht ans Heiraten zu kriegen. So machens alle. Wir Löfffrauen werden geheiratet, wenn die Liebe vorbei ist. Denkst, er wird Dörbarts Mine, diesen Eierkuchen, nehmen, ehe er nicht alle Blumen von Löffeland abgepflückt hat? Lehr du mich doch die Löffs kennen! Ich hab's selber sauer genug durchgemacht. Du wirst's auch durchmachen mit deinem Löffschen Gesicht. Den Männern tut das keinen Schaden, sie haben in der Liebe mehr Rechte als wir. Jetzt hab ich's lang hinter mir, wirst's auch hinter dich kriegen.“

Gusta zuckte wie unter tiefen Nadelstichen. Sie wurde blutrot zu ihrer eignen Scham. Was die Mutter ihr plump sagte, daß Heinrich Quastenberg, in seiner ganzen Bräutigamsherrlichkeit und Zärtlichkeit nur die Löfftochter suchte als vernünftigen Schlußstein eines vernünftigen Weges, das hatte nur als dunkler Klumpen, den die Gedanken umgingen, in ihr gelegen, unangerührt, aber nicht — ungeahnt. Sie hätte es auch liegen lassen, vielleicht bis tief in die Ehe hinein, wenn die Mutter es jetzt nicht dürr und unverhüllt aussprach.

Doch der Lebensdrang in ihr, die natürliche Glückssehnsucht bäumte sich noch dagegen auf. Sie stand nicht umsonst viertel und halbe Stunden jetzt vor dem Spiegel in ihrer Kammer, sah sich vermittels eines Handspiegels noch von hinten und von den Seiten. Ihrem dringenden, zehrenden Blick wuchsen die unzweifelhaften Reize, die sie an sich hatte, dann auch entgegen. Sie war nicht weiß

und rosig, rund, zierlich und süß wie andre Mädchen. Aber man sollte denken, daß diese ewiggleichen Reize endlich verbraucht sein müßten. Der Stolz auf ihr Aussehen, der jeder Löstochter angeboren war, wurde aus der Brandung jäher, wilder Zweifel an das jenseitige Ufer gerettet und in Willen und Bewußtsein umgesezt.

Nach dem Gespräch mit der Mutter ging sie wieder in ihre Kammer. Gewiß, die Mutter hatte gar nicht von ihr gesprochen, es hatte sich nur um Adolf gehandelt, indessen hatte das Streiflicht, das auf sie gefallen war, genügt. Die Mutter rief ihr nach, es sei Zeit für den Milchfeller. Die Schimmel für die Marktfuhre, die mit Butter, Eier, Äpfeln und Gänsen ging, kamen schon aus dem Stall, von dem Knecht Pape gezogen. Er hatte das Schimmelgespann, mit dem auch die wöchentliche Fuhre nach Schneidewind geleistet wurde. Es war die einzige feststehende Postverbindung, da Pape damit die Brieffschaften, auch für den Pastor und Lehrer und wer sonst in Löfland noch etwas erhielt, mitbrachte. Das war seit Jahren an jedem Donnerstag. Die lange Marie Brant fuhr als Verkäuferin mit, der Wagen ging auf den Markt und blieb dort ausgespannt stehn, bis der letzte Apfel, der letzte Kuhkäse sich in klingende Münze verwandelt hatte, die in die umgebundene Lederkase der langen Marie fiel.

Gusta Löf hatte nicht lange Muße für die Gewinnung einer vielleicht lebenumstürzenden Erkenntnis. Manche Dinge sind nur solange nicht da, bis sie angerufen werden. Es mochte nichts Neues für sie sein, was eben ihre Ohren aufgenommen hatten, aber es trat

zum erstenmal in den Zusammenhang mit ihren allerpersönlichsten Wünschen.

Das Ergebnis war erschütternd. Der Spiegel sprach heute eine andre Sprache. Es war vollkommen klar, wie die Mutter gesagt hatte, daß nicht nur die Löfffrauen, auch die Löstöchter geheiratet wurden, wenn die Liebe vorbei war. Heinrich Quastenberg stand in dieser Lebensart sicher keinem Angehörigen ihrer eignen Familie nach.

Es war doch ein Zusammensturz. Eine helle und schöne Zukunft stürzte ein. Sie versank wie ein leuchtendes Schloß mit Türmen und Zinnen im Meer.

Denn sie hatte gehofft, gewollt, gemeint, daß sie geliebt würde.

Sie hatte nicht zwei Minuten gestanden, aber es waren die furchtbarsten ihres ganzen Lebens gewesen. Beim Fortgehen flogen noch einmal die blanken Rappen vom Forsthof, der rote Wagen mit den gelben Rädern, der librierte Kutscher an ihrem Sinn vorüber —

Wie sie im Milchkeller stand, die Butter abzuwiegen und einzuschlagen und oben an den Kellerfenstern die Apfelförbe vorbeigetragen wurden, gähnte ihr Leben, ihre ganze bisherige Arbeit, ihre Zukunft sie plötzlich als eine fade Leere an.

Zwei Stunden später ging sie zu ihrer Mutter und bat sie, daß sie Quastenberg eine Absage schriebe. Sie sah aschfahl aus, aber war sonst, wie immer. Madam Löff saß in ihrem Armstuhl, mit Körben voll Pflaumen neben sich, eine Schüssel zum Entsteinen im Schoß. Ihre Hände waren geschwärzt von dem Obst.

„Dat's dumm Lück“, sagte Madam Löff. „Heirat

du em man. Dat blifft sik öwerall gliest. Up weckern wist denn noch luurn?"

"Up keinen", sagte Gusta trozig.

"Wes nich so dumm, Mäken. Stell di dien Taunkunst vör mit 'ne Gwiegerin."

"Ich treck in die Stadt un lerv von mien Geld."

Die Frau bewegte die Schultern träge und gleichmütig. Sie würde den Brief an Quastenberg natürlich nicht schreiben. Solche Unfälle kriegen alle Lösschen Frauen, das gibt sich wieder. Gusta und in der Stadt! Zum Lachen.

Aber sie war nicht reuig, daß sie diese brüchige Stelle vorhin mit einem Hammer kurzerhand eingeschlagen hatte. Sie wußte ganz genau, wie das in Gusta gewirkt hatte, war ihr geradezu mit den Gedanken nachgegangen. Dieses Ergebnis war zu erwarten, da muß unsereins 'rüber, hilfst alles nichts. Besser, sie weiß dem Mann gegenüber, woran sie ist, als sie macht sich Kindlichkeiten vor und ist dann die Belämmerte vor allen Leuten. Bloß sich nicht selbst mit Verliebereien verstricken, das taugt nicht für unsre Art.

"Schriewst du mi den Breif, Mudder?"

"Jo, jo, wes man ruhig."

Zweites Kapitel.

Es ist Regen und Wind gekommen, und die gelben Blätter treiben. Es wintert sich früh ein in Löse-land. Das Moor, das vor ein paar Wochen noch so wild blühte, ist grau und stumm. Nur in oll

Joopsch' Gärtchen blüht's noch von A stern und wilden Rosen.

Wenn man über die hohe Schwelle steigt, zu der ein breiter Trittsstein führt an der Seitenwand des Lehmhäuschens, das sich mit der andern Wand an Bauer Frühfahrts Haus lehnt, und durch die geteilte Bretterthür kommt, steht man erst in der schwarzen kleinen Küche, wo im Rauchfang der Kessel über der offenen Feuerstelle an langer rußiger Kette hängt. Die neuen Sparherde mit RacheIn, die hat erst der Schulz, und beim Pastor hat die Behörde auch neulich einen setzen lassen, weil Glüters Wirtschasterin, die Buschweckern, Lines Mutter, den Herren vom Rastorfer Amt die Ohren vollgelärmt hat. Durch die Küche der Joop kommt man in ihre Stube, wo die Fuchsen, der Goldlack, die Monatsrosen und Wicken wie toll am Fenster ranken, wo das braune Schapp mit den Tellern und Tassen und unten mit den Milchsatten steht und die Kommode mit den Bildern von Ibes Eltern. Davor ist jedesmal ein bunter Blumenstrauß gestellt.

Keiner im Dorf stellt sich abgeschnittene Blumen in die Stube. Könnten nicht begreifen, warum. Das Zeug gibt's draußen genug, und drinnen welkt's bloß. Nicht einmal die Bräute gehn mit Sträußen zur Kirche, nur ihren Myrtentopf pflegt sich manche, und die ihn hat, gibt am Palmsonntag den Konfirmanden auch das Zweiglein ins Knopfloch. Alte Frauen legen sich Sonntags ihren Keseda zum geplätteten Taschentuch aufs Gesangbuch, aber auch die Toten kriegen nur Tannenkränze,

und sollen es Blumen sein, so sind sie aus Wachs oder Blech. Es geht eine raue Luft über Löffeland.

Aber Ibe Brodersen hat ihren Sinn für sich. Wenn die Frühfahrtsch herunkommt und kopfschüttelt: „Hest all wedder dat Heu up Großmudder ehr Klamod“ — ihr macht's nichts aus. Für die Eltern muß was dastehn, das ist ihr inneres Naturgesetz. Sie fragt keinen und hört auf keinen, knapp auf die Großmutter. Aber die alte Zoop klagt nicht über sie. „Is bäter, ein jung Mäten sitt de Kopp tau fast, as dat sei em tau oft verliert.“ Drum erzählt sie ihr auch die Greuelgeschichten, die an ihr vorbeiwiehen, wie der Windgesang in den Nächten am kleinen Kammerfenster. Aber wie im Traum gehört hat sie beides, den Wind und die Geschichten.

Eines Abends war die alte Zoop bei der Rademachers-frau, die ihr siebentes Kind bekam. Ibe wußte alle diese Dinge, wie ein Vogel sie weiß, und sie nahm sich nur das davon heraus, das sie brauchen konnte. So wußte sie, daß das eine schwere Sache war und dauern konnte bis zum Morgen. „Schlut de Döhr tau, Diern“, hatte die Alte beim Abgehn gesagt. „Kümm'k ihrer, dann flopp ik an Kammerfinster. Awer dreimal, mit lütte Pusen twischen. Up anner Kloppe makst nich up, un dat im Leben nich, makst di dat, Diern.“

Wer soll wohl bei der kleinen Ibe klopfen? Aber die Alte wird die dumpfe Angst nicht los. Gestern abend, als das Ding schon schlief, hat sie wieder einmal die Karten für sie gelegt, und will's der Teufel — da liegt schon wieder der schwarze Kerl über den Weg —

Wie Großmutter Zoop weg war, ging Ibe zum roten Schapp, machte auf, holte unten, hinter den Milchsatten die eingewickelte Geige heraus.

Es ging nicht länger. Alle ihre Träume und Gedanken gingen bei Nacht und bei Tage um Vaters Geige, und jedes leise Zirpen daran drang ihr wie ein süßer Wein ins Blut. Großmutter verstand ja nichts davon, die sagte, sie wollte die Geige verkaufen und das Geld für sie aufheben in der bunten Truhe. Ibe hatte gesagt, wenn sie das täte, ginge sie in den See. Dann hatte die Großmutter nie mehr vom Verkaufen gesprochen. Aber was sollte die stumme Geige da hinten bei den Milchsatten.

Keiner war im Dorf außer dem Küster, der ihr wohl sagen konnte, wie man das Streichen mit dem Bogen macht, und die Griffe, daß die Töne richtig kommen. Dann wollte sie sich schon allein weiterhelfen. Tags konnte man nicht mit solchem Wunsch und der eingewickelten Geige durch das Dorf gehn, das galt nicht in Löfeland, das tat sogar Ibe Brodersen nicht. Aber bei Nacht sind alle Nasen grau.

Sie nahm Großmutter's Sonntags-Umschlagetuch vom Nagel, die Geige darunter und ging los. Der Frühfahrtsche Hof war unverzäunt, der Ziehbrunnen stand rechts, wo man vorbei muß, wenn man zur Zoop wollte.

Der Wind kam aus Nordwest, ging in starken Stößen und wollte das Mädchen kaum den steilen Schluchtweg hinauflassen zur oberen Dorfstraße. Als sie am Kirchturm vorbeikam, war im Glockenturm ein leises Wimmern, das war der Wind, der durch die Lüken stieß.

Niemand begegnete der Dirn. Ihr war zugleich bang und mutig. Die Großmutter hatte sie so streng gehalten, daß solch einsamer Gang in der Dunkelheit ein Ereignis für sie war, viel größer und wunderbarer, als die eigentliche Wirklichkeit, die trocken genug war.

Im Küsterhaus brannte ein winziges Öllämpchen im ziegelbelegten Flur. Die Haustürglocke lärmte so hinter ihr drein, daß sie ihr hätte den lauten Mund stopfen mögen. Das anhaltende Geschelle paßte gar nicht zu ihrem heimlichen Vorhaben.

Es ging auch gleich die Tür auf, und Küster Zahn sah heraus. Er hatte eine graue Jacke an und gestickte Pantoffel an den Füßen. „Ibe Zoop“, sagte er. „Was willst denn du?“ Sie wurde hier meist Ibe Zoop genannt, obwohl die alte Zoop sehr dagegen anging.

„Man bloß was fragen“, sagte Ibe trozigschen.

„Komm rein, verflühl mir nicht erst lang die Stube.“

Zwei waren schon drin, saßen am runden Tisch, rauchten kurze Pfeifen, spielten Karten mit dem Küster. Adolf Löff und Hanne Dörbart, auch eines wohlhabenden Besitzers Sohn.

Die alte Zoop hat später erzählt, sie hat plötzlich an diesem Abend, als sie am Bett der Rademachersch saß, einen kalten Schlag im Genick gefühlt. Mag sein, daß es die Minute gewesen ist, als Ibe in die Tür der Stube kommt, darin Adolf Löff sitzt.

Aber die Dirn kannte die beiden Burschen ja, hatte vier Jahre lang mit ihnen in derselben Schulstube gegessen. Als sie eingeseget waren, war sie zehn Jahre alt gewesen. Hergewünscht hatte sie sich keine Zuhörer, und

da sie halb wie im Traum gekommen war, hatte sie sich auch nicht überlegt, daß Herr Zahn Besuch haben könnte. Aber nun war es schon so. Heimlich blieb ja doch nicht, was sie Herrn Zahn sagte.

„Also was?“ sagte der ungeduldig.

Sie pummelte die in ein weißes Leintuch eingewickelte Geige unter Großmutter's Tuch hervor.

„Was hast du denn da für 'n Dings?“

Adolf Löff und Hanne Dörbart sahen herüber.

„Von mein' Vater die Geige“, sagte Ibe. Es klang stolz und trotzig wiederum, wie in Abwehr gleich im voraus.

„Soll ich dir die aufheben?“

„Nein. Aufheben nicht. Mir bloß sagen —“

Es geht doch ein bißchen schwer. Die jungen Kerle schieben die Lampe beiseite, weil der Schein blendet, und klopfen her.

„Etwa, wieviel sie wert ist“, sagte der Küster. „Kann ich dir nicht auf den Platz sagen. Laß sie hier. So, nun weiter. Späl nt, Adolf.“

„Aber das soll's doch gar nicht sein!“ rief Ibe. Hellauf jagte ihr das Blut ins schmale Gesicht. Die Bangigkeit war weg. „Ich wollte doch bloß fragen, wie man das macht!“

Der Küster war schon am Tisch, unwirsch drehte er sich um. „Maßt de Diern ein Gerves um de oll Wigelin. Was willst nun eigentlich. Aber rasch. Denkst, drei Mann hoch wollen warten, bis ein Jör wie du Lust zum Reden hat?“

Hanne Dörbart lachte. Ibe sagt wie ein Kind, das der Bock stößt:

„Ich hab's schon immerzu gesagt.“

Jetzt lacht auch der Löf. Er haut sein Kartenbündel auf den Tisch, daß es knallt und ruft:

„Die will von Ihnen Geige spielen lernen, Küster. Merken Sie das denn nicht? Was, Diern, das ist's doch?“

„Na ja“, sagte Ibe.

„Na ja“, spottete der Küster grimmig. „Wie denkst du dir denn das? Bist wohl mall, ja? Ein Mädchen und Geige spielen. Weiß deine Großmutter das? Will sie dafür bezahlen?“

Diese unerwarteten Fragen verwirrten das Kind. Seltsam zitterten die blonden Wimpern über den Augen. „Bloß mal die Striche zeigen,“ sagte sie scheu, „und wie ich anfassen muß. Ich mach's dann schon allein weiter.“

Der Küster murmelte etwas vor sich hin. Er fand es verrückt, aber wollte auch nicht ablehnen. All Joopsch hatte Geld genug —

„Können Sie denn überhaupt Geige spielen?“ fragte die grobe Stimme des Löf.

„Gelernt hab' ich's ja —“ sagte Herr Bahn zögernd. „So die Griffe, die könnte ich ja am Ende —“

„Na abgemacht“, sagte Adolf Löf. „Morgen abend zur selben Zeit kommst du zur ersten Stunde. Dein Dings laß man hier, das muß Meister Bahn sich erst ansehen. Verstanden, Ibe Brodersen?“

Er sagte mit Betonung ihren richtigen Namen. Sie sah zu ihm hinüber. Das Lampenlicht lag auf ihrem

flimmernden blonden Haar. Das graue Deckentuch hing ihr von den Schultern herunter. Närrisch sah sie aus und — anders als närrisch —

Der junge Löff schob die starke Unterlippe vor. Er sah weg von ihr in die Karten, es sang ihm plötzlich etwas im Blut.

„Danke auch, Adolf Löff,“ sagte das Kind hellstimmig, „daß du das gemacht hast.“

Sie ging hinaus.

In der Stube war's still. Die Hausschelle lärmte wieder. Die Tür schlug zu.

„Ach so —“ sagte Hanne Dörbart. „Gar kein Ach so!“ brauste der Löff auf. Die andern sehen es wetterleuchtend zucken auf der niedrigen Stirn. „Spielen wir weiter oder nicht?“

Der Küster dachte ein zweites, noch stärkeres „Ach so!“ Aber er sagte nur trocken und als wäre keine Unterbrechung gewesen, seit er seinen letzten Trumpf einheimste:

„Adolf spält nt.“

Dann dachte er: Sichergestellt ist's auf jeden Fall. Was Joopsch nicht bezahlt, krieg ich von ihm, irgendwie. Die Löffs lassen sich niemals lumpen.

* * *

Zu derselben Zeit hatte Bertram eine Liebesgeschichte mit der Rastorfer Tuchhändlerstochter. Sie hatten jedesmal Heiratsgedanken bei ihren Liebeleien, die Löffs, ihre Großväter hatten es schon gehabt, es war immer eine gewisse Ehrlichkeit, ein Stück Idealismus mit im Spiele. Meist hatte allerdings der erste Kausch einen kleinen

festen Kern, in dem sich Zahlen angesammelt hatten, war schon der erste längere Blick von einer schnellen Berechnung wie von einer fliegenden Wolke überschattet. Oft fehlte das auch, dann trat ein kurzer naiver Idealismus, der eigentlich eine wirkliche Selbsttäuschung war, an dessen Stelle. Diese ehrliche Unehrllichkeit, diese ernsthaft geglaubte Selbstlüge brachte in das Wesen der Löfs jene seltsame Unwiderstehlichkeit, die sie trotz ihrer äußeren Unschönheit in Liebesdingen hatten.

Es war nicht Bertrams erste Liebe, seit er von den Schulbänken weg war, aber alles war bisher in bestimmter Weise unschuldig gewesen. Die Löfs waren nicht frühreif, sie waren mit einigen zwanzig Jahren noch große Jungen. Sie spielten ernsthaft und herrisch ihre wilden Spiele, bei denen nur erst Bäume brachen und oft auch Herzen. Späterhin auch mehr. Diese Gefahren kamen nicht listig, geil überhitzt und aus dem Hinterhalt, sondern lässig, gleichsam schlendernd, offen. Das machte die Scham leichter, aber das Leid tiefer.

Es waren aber nicht immer wehrlos Unwissende, an denen die Löfs ihre Kräfte ausspielen ließen. Bertrams Tuchhändlerstochter war eine Töre, von der Sorte, die ihrem Schutzengel schon weglaufen, wenn sie noch Backfischzöpfe tragen. Sie ging noch in die erste Klasse der sogenannten höheren Töchterschule in Rastorf, war in der Prima der beliebteste Gesprächsstoff und trug ihren kapitalen Poff in einer Art, daß sogar ältere Herren sich nach ihr umsahen. Nun hatte zwar Bertram, der wie alle zweiten Söhne das Gymnasium besucht hatte, seine Ehre darin gesehen, schlecht zu lernen und nicht über die

Untersekunda hinauszukommen, er würde auch nur wieder Hofbesitzer werden, aber sein Vatersname hatte sogar hier in der Stadt einen Klang. Einen Bauer zu heiraten, kam ihr allerdings nicht in den Sinn, aber seine Art wirkte berauschend auf sie, daß sie sich monatelang vollkommen an ihr verlor, das böseste Gerede auf sich herabzog und ihre Eltern in verzweifelden Zorn brachte.

Bertram nahm die Geschichte anfangs ernster als sie. Er dachte durchaus an Heiraten wie immer die Söhne seines Geschlechts. Er war viel zu Pferde in Rastorf, gab vor, auf Jagd zu reiten und traf sich mit ihr in den Anlagen, später in entfernten und stillen Wirtshäusern. Die Romantik dieser Trefforte stieg der höheren Tochter völlig zu Kopf. Sie mißverstand auch Bertrams Art, sah ihn als sklavisch verliebt, hoffnungslos in ihrem Gern.

Der Herbst kam mit Regengüssen und Blätterfall. Der Tuchhändler hatte neuerdings die Einsperrung seiner Jenny befohlen. Aber bei der schwachen Mutter gelang ihr immer wieder das Ausreißen. Sie hatte, wie es diesen unbändigen und selbstsüchtigen Wesen oft geschieht, hingebende Freundinnen, die für sie eintraten und für sie logen. Trotz Wetter und Länge des Weges lief sie in einem Lodenmantel die einsamen Waldwege entlang, ohne daß ihr die wilde und oft rauhe Schönheit des Herbstes etwas zu sagen vermochte, nur von frühreifen Trieben gejagt, bis zu dem tief in der Heide steckenden und jetzt völlig menschenleeren Waldwirthshaus, dem Leerkrug.

Immer, wenn sie kam, sah sie schon das Pferd aus Löfeland unter dem halboffenen Bretterverschlag an-

gebunden stehn, und mußte, daß ihr treuer Ritter ihrer wartete.

Die triebhafte Grausamkeit, die diesen Naturen einge-
boren ist, mußte mit der Treue ihres Liebhabers als mit
einer Selbstverständlichkeit rechnen, um voll auf ihre
Kosten zu kommen.

Die Wirtsleute hielten ein Hinterstübchen bereit, in
dem diese unartige Jugend selbst von zufälligen Aus-
flüglern nicht überrascht und rechtzeitig benachrichtigt
werden konnte. Regenschauer trieben an den kleinen
Fenstern vorüber. Es war immer eine Stunde gewesen
und eine Art von Weib, an die die jungen Löfs ihre herbe
Knabenunschuld verloren. Bertram war mehr Kind als
das kindjunge Mädchen, das ihm die Kindheit nahm.

* * *

Er konnte nicht viel, der Küster von Löfeland. Es war
noch einer von denen, die nach der damaligen Methode
als Schullehrer kein Seminar besucht hatten. Der Pastor
seines Heimatdorfes Lezien hatte ihm Unterricht gegeben,
der Präpositus in Schneidewind hatte ihn geprüft, da war
er nach Löfeland geschickt. Sein Pastor hatte auch Wert
auf die Musik gelegt und sein Kummer war gewesen, daß
der sonst gutwillige und nicht unbegabte Wilhelm Zahn
so gar nicht vor Luthers Wort bestehen konnte:

Einen Schulmeister, der nicht singen kann,
den seh ich lieber gar nicht an.

So hatte er ihm doch wenigstens die Noten, die ein-
fachen Lieder auf dem Klavier und die ersten Geigenstriche
beigebracht. Und was er selber konnte, gab Wilhelm

Bahn auch gern und gut weiter. Er war ein leidlich gewissenhafter Lehrer, und die Kinder lernten ungefähr, was sie sollten. Bei den Inspektionen ging es immer einigermaßen glatt.

Er wollte auch der kleinen Brodersen schon die Griffe beibringen, und daß er dabei auch aufs Geld guckte, selbst wenn das über die kleine Ibe weggehn mußte und mit einem schlechten Zunamen versehen werden konnte, so hatte er eben sechs Kinder und ein krankes Weib, und über die Mädchensachen der Löffschen Söhne dachte man hierzu-land nicht sehr streng.

Es war aber zu seinem Erstaunen — ja zu seiner Enttäuschung, Adolf Löff nicht da, als das Mädchen zur ersten Stunde kam. Doch dann schämte er sich vor sich selbst, da die Ibe sagte: „Großmutter läßt fragen, wieviel's kosten soll. Sie will's bezahlen.“ Da stieg dem frühgealterten Mann langsam das dunkle Blut ins verweterte Gesicht, und er sagte murmelnd: „Können wir ja überlegen, hat ja keine Eile.“

Dann hat es ihn selber mitgenommen. Ja, so wie die Brodersen das anfaßt, so tut's einer, der Musik im Leibe hat. Er kann ja nur so wenig, aber der ein bißchen auf den Weg helfen, das kriegt er schon fertig. Die Noten beibringen und zeigen, wie man's halten muß und wie ein Ton klingen muß, so ungefähr nur, aber er klingt doch. Und wie die Saiten heißen und die Finger spielen müssen.

Sie mochten beide gar nicht aufhören. Nach der Uhr hat keiner gesehen. Draußen regnete es nicht mehr, die Sterne schienen, die meisten Häuser und Ställe waren

schon dunkel, die Leute in den Betten. Da geht die Hausschelle. Den Küster durchfährt's, aber diesmal als ein unlieber Schreck. Jetzt kommt er, in halber Nacht, und bei ihm ist's eingefädelt! Der bessere Mensch in ihm setzt sich innerlich auf, wenn's ginge, er möchte sagen: Ich bringe die Dirn nach Haus. Wenn's nur nicht so lächerlich wäre, so was kennt man nicht im Dorf.

Das Klopfen wundert ihn dann schon. So klopft doch im Leben kein Löff. Ist auch keiner, ist die Großmutter. Da ist's ihm, er muß zweimal danken. Zum ersten, daß sie es ist, und zum zweiten, daß keiner in der Stube ist außer ihm und der Dirn.

„Günd Zi denn noch ümmer bi?“ fragte die Alte. In ihrem Ton liegt's und in ihrem Umhergucken im Zimmer, daß sie auch etwas anders dachte. Nun, sie muß das Geigenstreichen draußen schon gehört haben.

„Das ist mal eine, die lernt fix“, lobte der Zahn.

„Hör mal, Großmutter“, sagt Ibe, hebt die Geige wieder unters Kinn. Niedlich steht ihr's, man muß das bloß sehen.

Die Alte sagt nichts, kaum, daß sie ein kleines bißchen nickt.

Mißtrauisch ist sie immer noch. Aber im Innern freut sie es doch, alles freut sie, was der Enkelin dient und sie erhebt.

„Kann ich morgen wiederkommen?“ fragte das Mädchen, und dann zur Alten: „Großmutter, mach's doch ab mit dem Bezahlen.“

„Jo, Köster, dat willn wi denn man.“

Sie denkt: Also bezahlt ihn kein anderer. Ja, die Alte ist hellwach in ihrem dürrn alten Kopf. Heut nacht leg' ich noch die Karten, denkt sie, ob ihm zu trauen ist. Das vorige Mal ging's nicht auf.

Wie sie miteinander durch das nachtsille Dorf gingen, den steinigen Schluchtemweg hinab und oben die Myriaden Sterne, spähte die Alte mit ihren Geieraugen rechts und links um Scheunenecken, Büsche und um die Kirchhofsmauer. Aber sie fand keinen auf der Lauer, dem sie eben den Fisch aus dem Netz geholt hatte. Doch deswegen ließ sie ihr Mißtrauen nicht fahren.

— Es war wirklich niemand da. Aber es hatte sich einer längelang wie ein Schuljunge hinter dem hohen Rand des Ziehbrunnens hingeschmissen, als er das regelmäßige Aufstoßen ihres Krückstocks auf den Steinen hörte. Der hatte auch eine Weile durchs Fenster gelugt, hinter dem ein blondes, blauäugiges Kind im ersten süßen Ungeschied die Geige unterm Kinn hielt und den Bogen strich.

Während die Joopsch drin war, stahl er sich nach Haus. Er fluchte der Alten nicht. Es war ein seltsam schwerer Ernst in ihm. Die übliche Selbstlüge der Löfs kam merkwürdigerweise nicht auf. Sie war vor irgendeinem Eindruck verstummt, der stärker war als die Naturtriebe dieser Art.

Es wird nur dieselbe Sache wieder, dachte er. Wenn ich sie heiraten könnte, wär's noch was.

— — — Die Verlobung von Gusta Löf war nicht zurückgegangen. Die Mutter hatte nicht geschrieben, und sie hatte sich die Sache überlegt. Als Heinrich

Quaastenberg das erstemal nach diesem nach Löffeland kam, ließ sie sich krank melden, da sie schon von weitem sein Fuhrwerk am Seerweg gesehen hatte.

Quaastenberg gehörte zu den damaligen Förstern, die als Beamte der Landesklöster, die nach Aufhebung der alten Mönchsklöster den alten adligen Damen gehörten, einer Titelerhöhung zum Oberförster entgegensehen, obwohl er nicht das höhere Forstfach studiert hatte. Es war eine reine Privatsache der Klöster, die mit außerordentlichem Mißvergügen von den zünftigen Forstleuten betrachtet wurde. Sie nannten die auf diese Weise Beförderten nur die auflackierten Oberförster.

Indessen war der Zuschnitt des Forsthofs mit dem hochgiebligen, herrschaftlich gehaltenen Haus, dessen Haustür, an breiter Freitreppe liegend, von einem Geweih geschmückt war, und der Zuschnitt der ganzen Lebenshaltung bis auf Kutscher und Pferde herab durchaus oberförsterlich. Heinrich Quaastenberg selbst, ein ausgeprägt schöner Mann, brachte dies auch in seiner Erscheinung zur Geltung. Er hatte einen braunen, gutgepflegten Vollbart und weiche braune Augen, die trotzdem jähzornig aufbrennen konnten. In der ganzen Gegend war gar keine Frage, daß er die Löstochter nicht aus Liebe nahm. Das war so selbstverständlich, daß es für sie gar keine Schande bedeutete, denn sie hatte dafür in die andre Wagschale alles das zu werfen, was die Mädchen, die geliebt werden, nicht haben. Sie gehörte eben zu den Frauen, die unbedingt geheiratet werden, und die keine Mühe dafür nötig haben.

Später hat sie das alles ja auch ebenso erfaßt, wie

es heute ihre Mutter tat. Über das erste müssen sich diese Frauen alle hinwegsetzen.

Als Quastenberg an jenem Nachmittag im Hause war und sie sich in ihrer vermeintlichen Krankheit unsichtbar machte, gingen noch einmal die furchtbaren GröÙe durch ihr Herz und ihr Blut, die sie damals vor dem Spiegel fast niedergeworfen hatten. Ein paarmal dachte sie: Ich werde wahnsinnig!

Und doch war es gar nicht einmal verzweifelnde Liebe, die hier über dem Bett in der Kammer ihren Todeskampf kämpfte. Nicht das Lieben, sondern das Geliebtwerden rang hier um seinen letzten Atemzug. Der Mann selbst hatte ihr weder das Herz noch die Sinne gefüllt. Er war ihrer herben und rauen Art fast zu wenig Mann. Sie hatte seine jähen Zornanfälligkeiten gegen Arbeitsleute erlebt, wie er einem von ihnen die Reitpeitsche ins Gesicht hieb, und es hatte sie angewidert. Er war nicht männlich in dieser besinnungslosen Wut, sondern ein Schwächling, der sich gegen Wehrlose austobte. So hatte sie nie einen Löf gesehen. Sie waren in guter und in böser Laune immer Männer.

Aber man war bei ihnen nicht gewohnt, sich an Gefühlen zu stoßen. Sie liebte ihn trotzdem, soviel zur Ehe nach ihrer Meinung nötig war. Nur ging das Beirauschende für sie von seiner Art aus, sie an seine Liebe glauben zu machen. Diese Gewißheit gab ihr Lebenswert.

Sie hatte nicht das geringste von seinem Vorleben erfahren, nichts an seinem Wesen hatte sie gewarnt. Nur die paar scheinbar absichtslosen Worte ihrer Mutter warfen alles in ihr um.

Plötzlich ging etwas Seltsames vor.

Ihr Kammerfenster ging nach vorn, auf den geräumigen Hof, in dem das Forsthöfer Fuhrwerk stand. Sie hörte die Pferde vor der Thür stampfen. Es war in ihr alles wie ein entsetzlicher Traum, eine grauenhafte Wirrnis. Dann ging die Thürglocke, sie hörte Stimmen draußen — seine Stimme. Sie war etwas lauter als gewöhnlich, absichtlich erhoben, als wünsche er, gehört zu werden. Er wußte ja auch, wo ihr Fenster lag. Der Stimmklang war so weich, als spräche er Liebesworte. Indessen redete er nur mit ihrem Vater über das Heraus-
holen der Kartoffeln, ehe der Frost kam. Sie wußte plötzlich, als stünde es in Riesenbuchstaben an ihrer gelb-
getünchten Wand, daß er für sie die Stimme spielen ließ, daß er vor ihr kokettierte, vielleicht — weil er eine Angst hatte, daß ihr irgend etwas über ihn zu Ohren gekommen sei, weil er ihren Verlust wahnsinnig fürchtete, nicht aus Liebe — nein — aber doch!

Sie richtete sich auf. Etwas Zähes, sonderbar Heißkaltes durchgoß ihre Adern. Ihre am Boden sich windende, getretene Seele kam rückhaft in die Höhe. Die Macht war nicht verloren. — Ein Gefühl fuhr auf, steil wie eine aufschießende Flamme — die Rachsucht. — Du sollst's bekommen, was ich hier durchgemacht habe. Warte, Heinrich Quastenberg! —

* * *

Es war ein bestimmtes Klopfzeichen: drei langsame und drei kurze Schläge, dem Stoßen der Betglocke ähnlich, das des Abends an die Haustür der alten Zoop mit

einem Stein oder Stock gegeben; sie veranlaßten, ihre Enkelin ins Bett zu schicken und das nach vorn gehende Fenster ihrer Stube mit ihrer Schürze zu verhängen. Ibe kannte diese Klopftöne seit ihrer ersten Kindheit. Sie wartete gar kein Wort der Großmutter mehr ab, packte gleichmütig ihren Kram zusammen und ging in die Kammer. Es fiel ihr auch nicht ein, mit dem Ohr an der Tür dem Geheimnisvollen dadrinne zu lauschen. Das war nicht Tugend, sondern vollkommener Mangel an Neugier, ihr Sinn stand nicht auf diese dunklen Dinge. Das Treiben der alten Frau war, ohne daß sie es verachtete, denn es war ihr zum Wesen der Großmutter gehörig, ohne die geringste Beziehung zu ihr selbst. Sie lebte in einer andern Luftschicht.

Und diese Luftschicht war jetzt am Schwingen und Tönen.

Sie hatte aus der letzten Stunde bei Herrn Zahn ihre Geige mitgebracht. Sie „übte“ den ganzen Abend. Noch waren es verlorene, im Raum herumtastende Töne, aber alle ihre Nerven bebten schon, hingen dem ahnungsvollen Singen der Saiten nach, bauten sich in zitterndem Erschauern eine neue, ins Unendliche sich verlierende, klingende Welt.

Die Großmutter saß am Ofen und schälte Kartoffeln. Eine kleine dunstige Öllampe brannte. Das Mädchen stand im Halbdunkel. Von den versuchenden Tönen, die mehr und mehr zur Klarheit stiegen, vernahm das dumpfe Ohr der Alten kaum den Schall, weil die Gedanken andre Bahnen gingen.

An den Seitenwänden der alten Löffelander Dorfkirche

waren geigende und singende Engel gemalt. An diese wurde die Alte plötzlich erinnert. „Als ein von de Engeln süht de Diern ut —“

Sie stand auf, stellte die Schüssel mit den Kartoffelschalen auf die Ofenbank, humpelte zum Fenster, das nach vorn auf den Frühfahrtschen Hof und drüberweg auf die Dorfstraße ging. Das andre stand seitwärts, neben der Haustür, ein Holzstapel war davor, dort konnte nur her-
einsehn, wer dicht herankam, und das wurde durch das Gebell von Frühfahrts Nero gemeldet.

Die Alte band ihre Schürze ab und hing sie vor das vordere Fenster. Wenn auch die Diern im Halbdunkel steht, wer sehn will, sieht noch vielzuviel. Wer Engel sehn will, kann in die Kirche gehn, der hier in der Stube ist nicht für jedermann.

Es ist eine Angst, eine Angst in der Alten, wie sie sie nicht gehabt hat um die eigenen Töchter. Es ist ein Haß auf die großen Löfs, die das Land abgrasen wie mächtige Kühe. Sollen ihr das Blümchen nicht mitfressen, ist erst sechzehn Jahre, aber muß einen Mann haben. Nur daß keiner in Löfeland gut genug ist für sie — außer den Löfs. Und vor denen grade muß sie sie zudecken, und sei's mit ihrer alten Schürze.

Draußen ist's stockfinster, Neumondszeit. Keine Sterne. Der Wind saust. Da schlägt der Hund an und gleich danach kommt das Klopfszeichen. Es kommt oft, manchmal zwei, dreimal in der Woche, die Löfeländer werden nicht fertig mit ihrem Leben ohne oll Joopsch.

Die Kleine geigt weiter, in ihrer andern Welt, wo man die irdischen Klopfszeichen nicht hört.

„Dat Kloppt buten“, sagte die Alte. „Geh in die Kammer.“

„Ja, Großmutter.“

Sie ging und nahm die Geige mit. Es spielt sich auch im Dunkeln. Wie die Joop den Kiegel zurückschob vor der oberen Halbtür und die Funzel hob, stand da Gusta Löff, so dick verummelt, daß sie sie nicht gleich erkannte.

„Ist wer bei Ihr drin, Joopsch?“ fragte sie.

„Nee, kein ein‘.“

„Ich hab singen gehört, so paar Töne. Warum hat Sie denn das Fenster zugehängt?“

„Ich wull Flöh fangen“, sagte die Alte. „Drin ist kein ein‘, hat kein’ gesungen, wier man bloß Iben mit de Geig von ehr Vaddern.“

Gusta Löff kam herein, sie atmete kurz, war erregt und warf in der kleinen Stube doch noch mißtrauische Blicke um sich. Aber schon merkte sie, daß die Alte die Wahrheit gesagt hatte. Aus der Kammertür kamen dieselben Töne, die sie für Singen gehalten hatte.

Sie tat das dicke Tuch, in das sie Kopf und Schultern gewickelt hatte, ab, atmete tief auf und kam an den Tisch, auf dem jetzt wieder die niedrige Lampe stand.

„Sie muß mir helfen, Joopsch“, sagte sie. „Ich brauch Ihren Rat.“

„Rat?“ sagte die Alte. Es war ein Grinsen um den zahnlosen Mund. „Rat könn’ de Minschen jo gor nich bruken. Rat seggens, un Hülp meinens.“

„Na, gut, ich brauche Hilfe“, sagte die Löstochter unwirsch, aber mit einer fliegenden Hast.

„Settens siß man dal, Gusta“, sagte die Alte, schob

ihr einen Brettstuhl hin. „Is wat wegen de Hochtiet? fehlt noch wat da an?“

Ihre Blicke, wie Stichflammen aus dem Kleinen ver-runzelten Altweibergesicht schießend, beleidigten die Löff-tochter. Dachte die etwa, sie käme aus Liebesnot her?

Sie saß am Tisch, ihre groben, doch wohlgeformten Hände auf der Platte.

„Ich will heiraten, Joopsch“, sagte sie. „Ich könnt's auch, morgen, in vier Wochen, wie ich will. Quastenberg wartet, es ist alles fertig auf dem Forsthof. Aber ich darf nicht von Hause weg, eh' Adolf nicht geheiratet hat.“

Die Alte saß ihr jetzt gegenüber. Es schoß etwas über ihr Gesicht, wie Blitze schießen. Sie sagte nichts, wartete.

„Er soll doch mal Mine Dörbarts kriegen. Aber er tut nichts dazu. Er hat was im Kopf.“

„He hett wat in Kopp —“ sagte die Alte.

Gusta Löff fuhr auf.

„Ich hab's gedacht, Joopsch, Sie weiß es. Sie weiß immer alles. Wer mag's bloß sein? Es muß ihn ganz doll anfassen. Er läßt sich nichts sagen. Ich hab schon gemerkt, daß es ihm das Essen versetzt. Es ist gar kein Unkommen bei ihm. Das wird jawoll schlimm, das kann lang dauern. Ich kann aber nicht mehr warten. Nicht wegen was, das versteht sich von selbst. Wegen — ich mag das Brantsein nicht mehr. Ich will jetzt ins Ganze, ich werd' schwach und dösig von solchem Zustand. Wenn ich Försterin bin und gar Oberförsterin, frag ich nach nichts mehr nach. Da steht mir nun sowas im Weg. Joopsch, Sie weiß, um wen Adolf es hat.“

Keine Antwort kam.

„Joopsch, ich schenk' Ihr was, was Sie bloß will, ich vergeß es Ihr nie, Joopsch, bloß helf' Sie mir. Ich will's auch gar nicht wissen, wer's ist, ich bin nicht so wie die Dorfdierns, die vor Neugierde plagen möchten. Mag Adolf sich doch abgeben, mit welcher er will. Bloß zunicht muß das gemacht werden, ich halt's, ich halt's nicht aus, dies dumpfe Hingefüge. Ich werde kalt und wieder heiß. Ich bin eine von den Löfs, Joopsch, die können alle nicht warten. Eine Schwester von Vater, die hat auch warten sollen, der ist das zu Kopf gestiegen, die haben sie in die Zwangsjacke gesteckt und nach dem Sachsenberg gebracht. Mir steigt das auch zu Kopf. Joopsch, hört Sie nicht?“

„Ich hör' ümmertau“, sagte die Alte. Hatte plötzlich eine Mannsstimme, so tief und rauh.

Die Geige nebenan —

Vorhin, in derselben Stube hat sie es nicht gehört. Jetzt hört sie die Töne — schneiden ihr wie Messer ins Herz und sind doch süß und klar —

„Joopsch“, sagte die Löftochter, mit heißem Atem über den Tisch gebeugt. „Sie hat doch Bilderchen, die kleinen, in Ihrem Schubfach. Ich weiß es doch von Anna Gehrt. Die braucht man bloß ins Herz zu stechen oder in die Augen stehen, und dann ist's aus mit der großen Liebe. Dann muß das Frauenzimmer sterben oder wird blind oder krank und häßlich. Anna Gehrt sagt, bei ihr hat's doch geholfen. Das war doch die Geschichte mit dem Stenz und der roten Frida, die bei den Ausgebauten dient. Joopsch, Sie kann das machen, geb Sie mir das Bildchen von der Frauensperson! Eine große Nadel hab ich schon mit, bloß daß es man fig geht, daß

man die Sache in Schwung kommt. Ach, Joop, rede Sie doch endlich! Ist Ihr das Maul zugewachsen?"

"Ich heff kein von de Billers miehr —" sagte die Alte. Es war wie ein rautes Krächzen.

Die Geige nebenan singt und singt. Ein kleines Volkslied tastet sich heraus.

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann —

"Joopsch, das ist nicht wahr! Das lügt Sie! Sie hat immer Bilder im Kasten. So bunte, Anna Gehrt hat mir's genau gesagt. Die rote Frida hat die Pocken gekriegt, die läuft rum, als wenn auf ihrem Gesicht Erbsen gedroschen sind. Die Hochzeit von Stenz und Anna ist übernächsten Freitag. Und ich sitz da. Ist Sie krank oder hat Sie was im Kopf? Weiß Sie überhaupt, wer ich bin?"

"Dat sall 't woll weiten. Adolfsen siene Swester sünd's."

Gusta Löff schlug mit der Faust auf den Tisch. "Will Sie oder will Sie nicht?"

Die Alte war in sich zusammengesunken, hockte wie ein Häuflein alte Lappen.

Ja — sie konnte aufstehn und lachen und der dummen Löfftochter ins Gesicht sagen: Ich weiß die Person nicht, und ich habe keine Bilder mehr, und ich schmeiß dir dein ganzes scheußliches Anliegen an den Kopf. Wenn du auch reich bist und ich bloß die olle Joop. Wenn du auch zehnmal eine Löff bist. Ich habe keine Angst vor den Löffs. Vor mir stehn sie ja doch alle klein und nackt und bittend

und dumm. Geh' raus aus meiner Stube und mach, was du willst mit deinem Förster und Adolf, und was du sonst hast. Ich bin auch ein Mensch und kein Stein, ich habe auch ein Herz im Leib —

Sie konnte das alles? Nein, sie konnte es nicht. Sie saß krumm und geduckt und hilflos und fühlte eine kalte Faust im Genick. — Sie stand auch unter unbekannten Gesetzen — —

Die Zähne schlugen ihr aufeinander.

— Mien lütte Diern!

Die Geige sang immerzu.

Hab dich so herzlich lieb,

Das glaube mir.

Du hast die Seele mein —

„Sie soll aufhören“, rief Gusta Löf nervös. „Ich kann das Geigen nicht mehr hören. Sie soll lieber reinkommen, ich will sie fragen, ob nicht noch Bilderchen im Kasten sind. Sie wird's mir schon sagen.“

„Nee, nee“, wehrte die Alte angstvoll ab. „De Lütt nich, de nich! De hett nicks mit 'n ollen Späuk to dauhn —“

Sie sank wieder zusammen. Gusta Löf hörte die Zähne klappern. Es überlief sie kalt. — Man darf sie nicht drängen und nicht bedrohn, die alten Weiber —

Wie Steine sank es auf den krummen Rücken der Zoop — du mußt — du mußt — wenn du dich weigerst, weil's dein Fleisch und Blut ist, dreht dir der Schwarze das Gesicht nach rückwärts — —

„— — daß ich kein ander lieb —“

schon klingt's ganz sicher und klar.

— Die Alte steht auf. Zieht das Schubfach aus.
Greift nach hinten. —

In Gusta spannen sich alle Nerven, sie beugt sich weit vor. Die Nadel ist aus ihrem Kleiderrock in ihre rechte Hand gegangen.

Joop steht abgewandt, den Rücken zu ihr gekehrt. Die dürrn Finger handhaben die Bilder —

Wär ich ein Vögelein,
Wollt' ich bald bei dir sein.
Schöß mich ein Jäger tot —

Sie hatte eins gefaßt, die andern legte sie zurück. Es war ein nichts sagendes von bunten Blumen umranktes Mädchenbild.

„Maß de Dogen tau“, herrschte sie Gusta Löff an.

„Nu stich tau.“

Es zuckte ihr in den krummen Fingern, das Bildchen wegzuziehen, aber sie kniff die Lippen ein. Der erste Stich fuhr in die Herzgegend, der zweite höher hinauf in den Hals, der dritte — schon war er dicht am rechten Auge, da kam's über die Alte wie ein Stoß gegen die Stirn, ihr wurde schwarz vor den Blicken, sie wußte nicht, was sie getan hatte, es war wie ein kurzes Schwinden des Bewußtseins, trotzdem sie am Tisch stand — als sie zu sich kam, war alles noch ebenso, nur das Bildchen war in ihrer Hand, die Löfftochter hatte die Augen wieder auf, eine scharfe Schramme ging über das Bild, bis in die Haare, endigte an der Schläfe —

„Hab ich's gut getroffen?“ fragte das Mädchen.

Ihre Augen funkelten. Es war, als wenn es Raubtieraugen wären.

„Ist in Ordnung“, sagte die Alte heiser. „Kannst gehn.“

Die Löfstochter stand auf. Auf dem Tisch lagen die Goldstücke.

Ull Joopsch war allein. Der trübe Lampenschirm fiel auf das zerstoebene kleine Bild. Sie saß davor, hielt's in beiden Händen.

— Schöß' mich ein Jäger tot —

Sie hat das Liedchen auch einmal unter den Pappeln an der Kirchmauer gesungen. Einmal — als sie noch ein Mägdlein war wie dies hier auf dem Bild —

Sie hat ihr Enkelkind ins unschuldige Herz stechen lassen, in den kleinen weißen Hals, an den Augen ging's noch vorbei, mag sein, sie hat's selbst unbewußt weggezogen. Hilft auch nichts, es hat schon so genug getroffen. Diese Stiche sind die sichersten. Sie gehn aufs Leben, sie bedeuten den Tod. Es zieht sich in ihrem Gesicht etwas zusammen wie Weinenwollen. Aber oll Joopsch kann nicht mehr weinen.

— Schaust du mich freundlich an,

Gern stürb ich dann — —

Das Geigen hört auf. Eine helle Stimme hinter der Thür. „Großmutter, kann ich wieder reinkommen?“

Die Alte steckt das zerstoebene Bild in ihren Kleiderrock. Ibe steht schon da, so fröhlich. „Großmudding, heßt hürt, wo ick al spälen kann?“

„Dat's allens bloß 'n Droom“, murmelte die Alte.

„Wat segst, Großmudding?“

Sie sagt nichts mehr, schuckt zusammen wie ein Bündel Lappen. Es ist kein Droom.

Sie hat ihr Herzblatt gehütet wie ein kleines Lamm, keinen Mannsblick hat sie herangelassen. Das ist nun alles unnütz. Hätt sie sich man lieber das Gesicht rückwärts drehn lassen — —

Jetzt hilft kein Beten mehr. Bloß noch was anderes — —

Drittes Kapitel

Die Mitternachtsglocken gehen in Löfeland.

Es ist jener nächtliche Gottesdienst, über den zu jener Zeit soviel gesprochen wurde. In der Christnacht hat der Herr Glüter ihn eingefeszt, auch in der Osternacht und in der Sonnenwendzeit, wenn die kurzen, hellen Nächte sind und um Mitternacht schon die Morgendämmerung nicht mehr fern. Wenn die Männer aus der Kirche tretend, ihre Sensen, die in den Pappeln hängen, auf die Schultern nehmen und in ihre Wiesen gehn zum Heuen. Und am Martinstag, wenn die Herbststürme gehn und die Dunkelheit früh einfällt und die Herzen schwer und beladen sind.

Es bestehen keinerlei schriftliche Aufzeichnungen über diese geheimnisvollen Mitternachtsgottesdienste, so daß es sich schwer vorstellen läßt, was Herr Glüter zu ihrer Einsezung veranlaßte. Vielleicht wollte er, fern vom Tagestreiben und den zerstreuenden Eindrücken des gewöhnlichen Lebens um so gewaltiger die Herzen fassen und sie zu dem führen, der auch in der Finsternis licht ist.

Zu jener Zeit gehörte Herr Glüter noch keineswegs zu den alten Leuten. Es gab Familien in Rastorf und Schneiderwind, die für ihre Töchter noch Hoffnungen auf

ihn setzten. Sein Haar war schwarz, seine Gestalt lang und hager, sein knochiges Gesicht eingefallen, von mönchisch weltentrücktem Ausdruck. Wenn er mit einem Mädchen sprach, ihre Hand faßte, mit seinen glühenden Augen sie ansah, so rührte sich nichts in ihm von weltlichem Begehren, er sah nur die Seele, die er zu Gott geleiten wollte. So war es mit städtischen wie mit seinen Löfeländer Frauen. Dennoch war in dieser rauhen Luft, bei dem nordisch kühlen Blut seine Macht nicht groß. Nicht er, sondern der Schulze Löff beherrschte den Willen und die Geschicke von Löfeland. Nur in Einzeldingen waren Glüters Einrichtungen zum Gesetz geworden, dem jedermann sich beugte und in dessen ehrerbietiger Befolgung das junge Geschlecht aufwuchs.

So war es mit dem Wochenspruch, den der größte Bauer, den selbst der Würdenträger des Dorfes wie der schlechteste Tagelöhner dreimal täglich nachbetete, so war es mit dem Gottesdienst zur mitternächtlichen Stunde.

Eine Viertelstunde vor zwölf begannen die Glocken zu gehen und das nachtdunkle Dorf plötzlich zu leben, Fenster sich zu erhellten und Laternenschein über die Gassen und den Schluchtenweg herauf zu springen.

Es ist in der Stadt nichts Sonderliches, wenn es um Mitternacht lebendig auf den Straßen ist, die Laternen brennen, und die Menschen strömen. Doch hätte auch hier ein Gottesdienst zu dieser Stunde einen eignen und seltsamen Zauber. Daher es auch einige Male mit der Nachahmung versucht wurde, doch in der Nachbarschaft von Kaffee- und Bierstuben nicht viel Erfolg hatte, so daß es schneller aufgegeben wurde, als nötig war.

Es war nicht Sitte, daß man in Löfeland nachts die Kinder weckte zu diesem Gang, aber es wurde Sitte, daß die Heranwachsenden die Größeren beneideten, die gehen durften, und es kaum erwarten konnten, daß auch die Reihe an sie kam. Seltsam wuchs in dieser harten und nüchternen Bevölkerung ein Punkt der Romantik und des gesteigerten religiösen Erlebens.

Wenn der erste Schlag der Mitternacht ausholte, verstummten die Glocken, und eigentümlich klang nach dem Brausen der starken erzenen Stimmen der harte, dünne, eintönige Schall der zwölf Schläge. Hinter den Kirchenfenstern ging ein allmählich wachsender Glanz auf, steigend mit jedem neuen Ankömmling, der sein Licht mitbringend, es in den Blechleuchter vor seinen Sitz steckte und anzündete.

Es war Schnee gefallen zur Neumondszeit, ein eifiger Wind ging über das Dorf und umheulte die Kirche.

Der Gesang klang auf. Es waren die alten Kirchenlieder zum Teil aus der vorreformatorischen Zeit, vornehmlich die Gesänge der böhmischen Brüder, die Herr Glüter in seiner Gemeinde einführte, daß sie dort noch heute im Munde der Alten gefunden werden, wenn auch die moderne Kirche sich ihrer nicht mehr bedient.

Der Geistliche, von zwei Kerzen schattenhaft beleuchtet, stand groß und hager wie ein Wahrzeichen körperlicher Gottesanbetung im Altar.

„Lob Gott, du Christenheit —“ begann die Gemeinde den alten Gesang, den vor vierhundert Jahren die böhmischen Brüder sangen, die sich Brüder des Gesetzes Christi

nannten und in den Glaubensverfolgungen ausgerottet wurden mit Weib und Kind. Dieser Gesang, der fortgeht: „Er leuchtet wie die Sonne in dieser dunklen Zeit —“ und eine eigentümlich starke, weihnachtlich bewegte Stimmung schuf.

Ehe der seltsame Pastor das Weihnachtsevangelium verlas, rief er der Gemeinde als Antwort die brausenden Töne des gottbegeisterten Dichters entgegen:

„Himmlicher Ernst tönt herab mit des Festes
Hohem Gesang. Prophezeiung und Erfüllung
Wechseln Chöre mit Chören. Gnade
Singen sie dann und Gericht.

Ach, von des Sohns Liede beseelt, von der Heerschar
Gottes entflammt, erheben sie ihr Loblied!

Eine Stimme beginnt leise,

Eine der Harfen mit ihr.

Aber es tönt mächtiger bald in dem Chöre fort,

Schon erzittert das Volk, schon glühet

Feuer des Himmels in ihm!“

Nun er die Bibel erhob, das Evangelium zu verlesen, kam etwas Unerwartetes, noch nie Dagewesenes. Aus einer dunklen Ecke, hinter dem Schatten eines Pfeilers hoben sich zarte, klingende Töne, wie ein überirdisches Singen ohne Worte. Durch den schweigenden erschauerten Raum flogen wie Engelstimmen die Weigentöne:

„Es ist ein Ros' entsprungen

Aus einer Wurzel zart,

Wie uns die Alten sangen,

Von Jesse kam die Art,

Und hat ein Blümlein bracht,

Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht —

Die Stimme verschwebte, verhauchte — es war schweigend wie zuvor. Dann ging es wie ein leises, schütterndes Atmen durch die Kirche, einem alten Bauern, der vorn in der ersten Reihe aufrecht stand, dem die Kerzen ins Gesicht schienen, liefen die Tränen über die harten Runzeln.

Herr Glüter hob die Bibel auf zu seinen Häupten. Er las nicht, er rief wie in heiligem Feuer dastehend:

„Und der Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Klarheit umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Er aber sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, denn euch ist heute der Heiland geboren.“

Er schwieg. Strahlen umliefen sein hageres Mönchsgesicht, er schaute nach dem hinteren Dunkel im Kirchenraum und rief:

„Singt uns weiter, Stimmen der Engel!“

Da hob das süße Singen wieder an:

„Das Blümelein so kleine,
Das duftet uns so süß.
Mit seinem hellen Scheine
Vertreibt's die Finsternis.
Wahr' Mensch und wahrer Gott,
Hilft uns aus allen Leiden,
Rettet von Sünd und Tod — —“

Ganz vorn, quer zum Altar, dem vergitterten Pfarrstuhl gegenüber, war das freistehende Gestühl des Schulzen, sichtbar für die Gemeinde. Darinnen saßen sie zu

dieser nächtlichen Stunde alle, die Löff hießen. Der Schulze und die Frau, Adolf, Bertram und Gusta.

Sie waren alle bewegt, alle gleichermaßen. Es war niemand in der gefüllten Kirche, der einen harten oder trocknen Gedanken hegte. Eine alte mächtige und tiefe Kultur, die den Heutigen verloren ging, hielt die Herzen in einer Höhe, bis zu der der Alltagsdunst nicht stieg.

Bertram, mit dem seine Gefühle leicht durchgingen, bewegte die Kinnbacken, weil er nahe daran war, vor Rührung zu heulen. Er hatte das leichtbewegte Löffsche Herz in Vollendung. Die Mutter trocknete sich die Augen. Der alte Löff hatte seinen Ärger an dem alten Lorenz vornedran, dem die Tränen übers Gesicht troffen, denn solch ein Anblick steckt an. Gusta war, wenn auch nicht unberührt, so doch am trockensten. Selbst an diesem Ort und zu dieser Stunde verließ der Gedanke an das zerstoichene Bild sie nicht. Es waren jetzt vier Wochen vergangen, und noch hatte sie keine Erfüllung gesehn. — Adolf war totenbleich. Er hatte die Zähne so fest aufeinander gesetzt, daß sie knirschten.

Die Gewaltigkeit seiner Empfindung, die ihm wie ein wildes Tier im Nacken saß, ließ es nicht zu, daß auch nur ein Goldstäubchen von Freude in ihm war an dem süßen Klingen, dessen Ursprung er vom ersten Tone an wußte. Er hatte all die langen dunklen Winterwochen vorher wie ein Mann zu kämpfen gemeint. Nie, nie war er im Küsterhaus gewesen, wenn dort die Geigenstunden waren. Nie hatte er das Mädchen angesprochen, wenn er es ohne seinen Willen auf der Straße traf. Nie hatte er sein Mannes- und Löffrecht benutzt, ihr in den Weg zu

treten, sie festzuhalten, sich zu holen, wonach schon sein ganzer Organismus begehrte.

Warum denn nicht?

Er hatte Stunden, zumal draußen, im einsamen, windüberbrausten Acker oder im väterlichen Fischerkahn, daß er das altgewohnte Eroberertum in sich fühlte, sich selbst nicht begriff und einen verrückten Narren nannte. Er glaubte dann auch nicht, daß jemals ein Löf sich angestellt habe, wie er jetzt. War's ein Heruntergehen der alten rücksichtslosen Kraft? Ging er an, nach Bibel und Gesangbuch zu leben, oder war es modern, zu denken und zu grübeln, statt anzufassen, wo Leben war?

Aber wenn er abends am Rüstlerhaus bei dem Ziehbrunnen stand, wo die großen Tannen sind, daß er sich jeden Augenblick unsichtbar machen konnte, wenn jemand aus der Tür kam oder hineinging, und von weitem das Mädchen mit der Geige sah, wie ihre blonden Wimpern über den Sternäuglein wie ein lichter Vorhang hingen, das feine kleine Gesicht und den Kindermund, und die Tönlein hörte, dann war nichts mehr da von dem Windgesell, der lachte, weil er nicht erobern sollte, wo es ihm gefiel. — Sie ist wie eine kleine Puppe von Porzellan — dachte er —, die entzweigeht, wenn man sie hinfallen läßt.

Sie ist zu schade — dachte er. Und wenn kein Löf so war, so bin ich der erste, der anständig bleibt.

Ist auch eine Kraftleistung, was, Adolf Löf? Gibt noch größere, als alles abreißen und umstoßen und jede Rose, die über den Weg hängt, auseinanderzupflücken. Vielleicht, daß er erst die Löfs hochbringt, weil er sich nicht

in allem gehen läßt wie ein schlecht erzogener Bub. Apfelstehlen ist auch nicht schlecht, aber kein Löf hat das je gemacht, aus Selbsttroß, hatte auch schon manchmal Lust dafür. Mädchenstehlen mag auch nicht schlecht sein, sollten's die Löfs auch nicht machen, aus Familienstolz.

Oder gilt das nicht für alle? Gilt's nur für eine, die ihm zu schade dünkt, vielleicht — weil sie ihm zu lieb ist —?

Das Geigenspiel in der Kirche um Mitternacht, da ist's aus. Er hat sich gehalten, wie ein junger Mann das kaum noch in seiner Kraft hat. Aber dies ist zuviel —

Er sieht Menschen weinen. Er hört den Pastor sie anrufen als Engelstimme. Die zarten Striche gehen hin über ihn wie Feuerräder. Es fehlt nicht viel, und er verrät sich hier, im offenen Kirchgestühl. Er brüllt auf, er springt heraus und stürzt nach der Stelle, wo sie im Dunkel steht und ihre Geige singen läßt.

Sie ist kein Mädchen wie andre — heute sieht man's.

Die Gemeinde antwortet im starken Chor:

O welch ein großes Heil
Ein lieblich schönes Teil
Hast Du, Herr, den Deinen
Bereit' in Deinem Sohn,
Daß sich die Engel freuen
Um Dich am höchsten Thron —

Es ist nicht einer von allen, der nicht mitsingt, sogar der von Herzensnot zerrissene Löf findet in dumpfem Sinn die alten Worte. Weihnacht breitet ihre Schwingen. Sie sind alle nicht wie auf Erden.

Der Mann vom Altar spricht zu ihnen. Es hat selten ein Prediger dieser Zeit Worte gefunden, ohne Vorbereitung, wie sie aus einem Herzen steigen, das der Eifer um Gott verzehrt. Und nach ihm, auch ein Engelgruß, wenn auch irdischer klingend, das alte unsterblich Liedlein, gesungen nur von den jungen Männern und Mädchen, nicht geübt, nicht einmal zusammen sitzen sie, aber es muß alles so und grade so sein: „Vom Himmel hoch, da komm ich her —“

Die Mitternachtsglocken heben wieder an, sie künden das Ende der Christnachtsfeier. Aber da die Leute mit den Laternlein wieder zurück über die dunklen Gassen gehn, in denen der Schnee matt leuchtet, und die Kirchenfenster hinter ihnen nach und nach ins Dunkel zurücksinken, läuten die Glocken fort und fort und läuten die ganze Christnacht durch, bis der erste Festmorgen sich grau aus der Nacht erhebt.

Das sind die Bauernsöhne von Löfeland, unter denen das Recht des Glockenläutens sich als ungeschriebenes Gesetz forterbte, bis es an der Schwelle einer kraftlosen Zeit erstarb. Sie saßen miteinander wartend, bis die Reihe an jeden kam, aber nicht Brantwein noch Punsch oder sonst geistiges Getränk durfte ihre Lippen berühren. Diese Gütte ist dann zuerst gefallen, als das Läuten durch die ganze Christnacht noch lange fortbestand, und manche Pastoren haben gesagt, die trunkenen Burschen läuten ihnen die Glocken zuschanden. Der eine hat die Turmtür verschlossen, da haben die Bauernsöhne sie mit der Axt aufgeschlagen und weiter geläutet, die Weihnachtsnacht hindurch. Erst nach dem Kriege, als die platte Zeit kam,

fiel auch diese Gitter, und ein Stück alter Kultur war wieder einmal vor den Hunden.

Damals aber war es noch in vollem Schwung. Nur merkwürdigerweise fehlte der erste unter ihnen, Adolf Löff, und niemand konnte sagen, wo er geblieben war.

* * *

Es waren acht bis neun Bauernsöhne, die zusammen am langen Fenstertisch bei Bauer Gehrt saßen, dessen Gehöft der Kirche zunächst lag. Immer zwei gingen für eine halbe Stunde zu läuten, die andern warteten, bis die Reihe an sie kam. Jedes Paar aber hielt eisern darauf, daß die nächsten nicht zu früh zur Ablösung kamen, und das war nötig, denn es war in allen ein Drang und eine Ungeduld, als ginge es zum Tanz, statt ans Glockenseil. Das dünne Schlagen der Turmuhr galt als Zeitmesser.

Die alten Gehrts, dazu die Töchter und der jüngste Sohn, der noch zur Schule ging, ebenso die Knechte und Mägde, lagen seit der Rückkehr aus der Kirche in den Betten. Es saßen nur um den weißgeschauerten Tisch, auf dem weder Speise noch Trank war, die beiden großen Söhne mit denen von den andern Höfen. Es war eine Standesfrage.

Kein Tagelöhner, auch kein Büdnersohn hatte sich hier einsinden dürfen. Daß Adolf Löff fehlte, sah jeder, aber man redete nicht weiter davon. Wen geht's was an, wo ein Löff seine Nacht zubringt, zu Hause sicher nicht. In dessen, es ist doch manchem durch den Sinn gegangen. Das Läuten drüber versäumen, das ist noch nicht gewesen. Der meint auch schon, er kann alles, was er will.

Bertram, obwohl er wie alle keinen Tropfen getrunken

hatte, war, als ob er angezechet wäre. Er hatte heute in der Kirche Feuer gefangen. Aber es war nicht das Feuer des Himmels, von dem Herr Glüter vom Altar gerufen hatte: „Schon erzittert das Volk, schon glüheth Feuer des Himmels in ihm!“ Beim ersten Klingen des alten zarten Weihnachtsliedes war es das auch gewesen. Zu Ende des Gottesdienstes sang und tirilierte es immer nur in seinem Sinn: Donnerwetter, kann dat lütt Mäten spälen!

Er hatte ihr an der Dorfstraße aufgelauret, war durch alle Menschen gestoßen wie einer, der nicht schnell genug hinauskam. Der Bertram will natürlich wieder der erste beim Läuten sein — hatten sie gedacht.

Hinter der dicksten Pappel kam er hervor.

„Hast's schön gemacht, kleine Zoop. Laß mich man zum Dank deine Geige tragen.“

Die daneben gingen, sahen es, wie Bertram Löf sich an das Mädchen machte. Sie dachten noch: In der Christnacht sollten die Löfs doch diese Dinge lassen. Und dachten dann: Jetzt paß auf, oll Zoopsch. Aber da wird dir wohl kein Aufpassen mehr helfen.

„Jeder Minsch möt dragen, wat to em paßt, jung Herr“, sagte die Alte, neben dem Mädchen aus dem Dunkel auftauchend.

„Dunnerslag, de oll Herg ist oof dor“, sagte Bertram. „Was tut die Herg in der Christenkirche? Wir brauchen keine Hergen an Weihnachten.“ Er hatte schon die eingewickelte Geige dem erschrockenen Mädchen entwunden.

Aber sie war nicht lang erschrocken.

„Laß sie los!“ rief sie. Und dann, als er sie fest unter seine Arme klemmte, in hellem Zorn: „Meine Geige!“

Die Nebenstehenden hatten sich verlaufen, die alte Joop hob ihre jetzt angezündete Laterne und leuchtete dem Bertram ins Gesicht. Sie hatte eine fast überlegene Ruhe dabei. Es war nicht der Schwarze, es war der Rote, von dem kam nichts.

„Laß ihn mitlaufen, Lütting“, sagte sie sichernd. „Laß ihn sich die Beine zertreten auf dem Steinweg runter, wenn er's nicht besser haben will.“

Ibe sagte trozig: „Das kann er ja, aber ich will meine Geige wieder haben.“

„Da wär ich schön dumm!“ lachte er voller Übermut. Jäh hatte es in ihm gezuckt, als der grelle Laternenschein in sein Gesicht fuhr. Wer läßt sich gerade in dem Augenblick gern beleuchten, wenn die Züge wie bloßgelegt die spielend freche Raublust des Verliebten spiegeln? Nicht einmal ein Lächeln. Aber das peinliche Empfinden flog vorüber, und ein Lachen, das nicht harmlos war, tollte auf. „Hol sie dir doch, wenn du Angst hast!“ Mit ein paar langen Säßen war er im Dunkeln.

„Lat em! Hei will di bloß bang machen!“ rief die Alte, aber sie rief ins Leere. Mit einem kurzen Schrei war Ibe ihrer geraubten Geige nachgelaufen, dem Schatten nach. Aber sie brauchte sich nicht anzustrengen, nicht lange zu suchen. Schon umfingen sie zwei wilde, junge Arme, das Gesicht des Burschen drängte sich ihr entgegen, sein heißer Atem brannte auf ihrem, erstickte ihren Schrei. Dann ließ er sie los. „Jetzt bist du mein Schatz und keinem andern sein!“ sagte er in heißem, fast drohendem Raunen.

„Pfui Teufel!“ rief Ibe laut. „Du dummer, dummer Bengel! Was hast du mir deinen ekligen Mund ins Gesicht zu wischen, was hast mich so anzukrallen! Wo ist meine Geige geblieben?“

„Schrei doch nicht so, dämliches Balg. Man schreit doch nicht bei sowas. Wie ein Jör von zehn Jahren stellst du dich an. Da liegt sie ja, deine Himmelsgeige, ist ihr nichts geschehn. Na, dich muß man erst ein bißchen erziehen. Das merk ich schon. Bist wohl gestern aus dem Ei gekrochen —“

Die Alte kam herangestolpert. „Dirn, was macht er mit dir?“ Wie sie heran war, war kein Löff mehr da. Ibe hatte die Geige im Arm, wickelte sie aus, betastete die Saiten. Sie zitterte noch über und über. Aber die Geige war ihre Hauptsache.

„Het hei di wat dohn?“

„Ja, Großmudding. Mit sein ollen ekligen Maul hat er mir ins Gesicht gewischt, so richtig gedrückt und gepustet. Und mich angekrallt —“

„So“, sagte die Alte, merkwürdig gleichmütig. „Einanner Mal löppst nich hinner jeden Schleef her. Weißt dat! Sowat kümmt von sowat!“

„Awer mien Geig, Großmudding! Wenn hei mit mien Geig wegrennt!“

„Dien Geig!“ sagte die Alte verächtlich. „En Geig is kein jung Mäten, un’ jung Mäten is kein Geig. Ich war jug beid inschlooten, denn passiert kein wat.“

* * *

Bertram dachte: Zum Teufel mit der verbuhlten Jenny. Die Erinnerung machte ihn übel. Aber seine Sinne waren schwer entzündet. Das herbe junge Kind, das noch gar nicht wußte, was Liebe ist, das war ein neuer Klang in der abgebrauchten Melodie.

Er sann die ganze Nacht. Wenn er am Glockenseil hing, schickte er ihr Grüße, seinem närrischen kleinen Schatz. Es war ihm lächerlich, daß sie noch gar nicht wußte, was Küssen ist. So wenig, daß sie nicht einmal die erste Mädchenscham drüber hatte. Sie stellte sich an wie ein Schulkör, dem ein ungezogener Bengel zum Arger das Gesicht geleck't hat. Es war lächerlich, es war süß, es war sonderbar aufregend.

Er träumte sich ein Liebesverhältnis, das ganz, ganz anders war, als das mit der Tuchhändlerstochter im Rastorfer Teerkrug. Er meinte, es sei anders — aber es war von den erhitzten Bildern dieser Erinnerung überdeckt. Die zerbrochene Unschuld fand den reinen Klang nicht mehr.

Bertram Löff konnte weder singen, noch auch nur auf der Handharmonika ohne viel herumfingern ein Lied oder einen Tanz zustande bringen. Immerhin war er noch der Musikalische in der Familie. Wie fein und klar die Geigenstriche gewesen waren, wie sicher die junge Hand, die sie führte, es war ihm tief eingedrungen. Er konnte wohl spüren, daß es nichts Gewöhnliches war, das hier blühte. Aber das Löffsche Erobererlachen ging drüber hin.

Ja, er spann an den Bildern. Wie er die kleine Siebenschläferin, die reinweg ihren Maitag verschlief, aufwecken werde. Wie er der Gebende, der Führende, der

Sieger sein werde — nicht wie im Rastorfer Teerkrug der Schüler, der Begreifende und Geführte. Er malte sich Bilder, wie sie beide die alte Heze überlisten wollten, und lächelte auf den Gehrtschen Birkentisch nieder, daß die Gefährten sich anstießen: „Rieß Bertram an.“ Otto Gehrt fuhr wie unversehens mit seinem Gesicht unter dem des Löfs vorbei, aber es roch nicht nach Schnaps.

Sie kriegten es noch in derselben Nacht zu wissen. Der zweite Löf war kein versiegeltes Buch. Er behielt's nicht bei sich, was ihn zauste. Er hatte seinerzeit auch die Jenny nicht geschont, aber an ihr war schon nichts mehr zum Schonen gewesen. Wie er das Schweigen in sich überwunden hatte, fragte er und lachte und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Dat jo keiner von jug bi de Diern mi vörbikümmt, de is ja so dumm, de weit jo noch gor nich, wat schön is.“

Am ersten Weihnachtstag war es im ganzen Dorf. „Ibe Zoop ist Bertram Löfs Schatz. Also mache sich etwa kein andrer 'ran.“

Hinter dem Frühfahrtschen Gehöft geht ein kleines Gewässer, ein Bach, der keinen Namen hat und sich zuletzt in den Wiesen verliert. Hin und wieder spülen die Leute, an deren Gärten der unbedeutende Wicht vorüberfließt, ein Stück Wäsche darin aus oder waschen ihre Töpfe. Zu mehr ist er nicht gemacht. Wird auch nicht viel von ihm gesprochen, und es hat nicht einmal für ihn zu einem Namen gelangt. Der Jung, der Wasser fürs Vieh draus holt, kriegt gerechtermassen etwas an die Löffel, denn das Wasser ist schlammig, Frösche sind drin, soll das

Dieh sich das in den Leib saufen? Wozu stehn die Ziehbrennen da, darinnen das Wasser klar ist wie Kristall.

Aber eine Menschenseele hat der kleine Bach doch, die ihn liebt, wenn es leider auch nur ein altes Weib ist, das Krankheiten bespricht und die Zukunft weiß und Schaden oder Glück herbeiruft, wie es will. Da Joopsch hat oft was mit dem Bach vor. Manche haben sie belauscht, wie sie steht und den Grashalmen zusieht, die sie zusammengebunden, hineingeworfen hat, ob sie rechts oder links treiben, oder in der Runde herum, ob sie sich schnell festfahren oder weit hinuntergehn in die Wiesen. Manchmal hat sie auch gesagt, wenn die Leute sie gefragt haben, ob Hochzeit oder Totenkranz bevorsteht, sie wird das Froschquaken befragen. Vor ihr darf man nichts Verächtliches vom kleinen schlammigen Bach sagen. Als einmal die Moorniesen unter Wasser standen und statt grünem Land nichts war als eine weite blanke, bleiern schimmernde Wasserfläche, hat sie den dünnen Arm gereckt und zu den spottlustigen Frühfahrtschen Töchtern gesagt, das wäre nun der kleine Bach, den sie geringe achteten, jetzt sei er ein großes, todbringendes Wasser geworden, und so wäre es mit Menschen, die verlacht würden, und die Spötter wüßten nicht, ob sie an ihnen nicht noch einmal verderben müßten.

Wo der Frühfahrtsche Boden herangeht an den Bach, wo er schwarz und glitschig ist, im Rohr die Kröten sitzen und niemand gern den Fuß hinsetzt, ist ein breiter Stein, vom treibenden Wasser überwaschen, bisweilen, wenn es tief steht, aber auch unbespült. Hebt man den Stein, ist ein sorglich ausgehobnes, verwahrtes Loch darunter, nicht

breiter und länger als ein Schuh ist, und liegt ein verwaschnes, aufgeweichtes Blatt drin, von einem kleineren Stein gehalten, daß es nicht etwa herausgespült und mitgenommen wird.

Nein, es darf nicht aus den Augen gebracht werden, weder durch Wasser noch durch Feuer, solange ein Feglein daran noch am andern hängt, solange man, wenn man den Stein aufhebt, noch einen Schimmer vom Haar und ein blaues Stücklein vom Kleid sehen kann. Es ist das zerstoichene Bild, das der Löstochter ihre Heiratshinderung wegschaffen soll.

Da Joopsch hat gewußt, was sie damit tat, als sie das Bildchen hier vergrub.

Es hat ihr Kämpfe gekostet, die ihren alten schlottrigen Leib durchwühlten, daß es sie wie in Krämpfen hin- und herwarf. Es waren aber keine Krämpfe, es war die wilde Todesangst, denn auch das ärmste, älteste Weib, das seine Menschenwürde aufgab und sich als Heze fürchten läßt, hat noch seinen armen Rest vom Leben lieb.

Zerreißen und verbrennen darfst du ein Zauberstück nicht. In dem Augenblick, da du dieses tatest, führe der Böse durch den Rauchfang herab, drehte dir das Gesicht in den Nacken und ließe überall an Wänden, Gerät und Vieh den Abdruck seiner schwarzen Klaue, den kein Wasser und keine Seife der ganzen Erde je wieder wegbringt. Willst du aber das Geschick, das du selber riefest, abwenden, so lasse das Stücklein vor deinen Augen sichtbar von der Natur zerstören, aber bereite dich vor, was du dem Bilde tun ließe, an dir selber zu empfangen.

— Erst hatte das Bild nicht vergehen wollen. Es war so merkwürdig, als wirke auch darin ein Zauber, der es festmachte gegen die Einflüsse der Natur. Jeden Morgen, wenn sie kam, den Stein zu heben, und jeden Abend, wenn sie in der fallenden Dämmerung wieder herrschlich, ja, am lichten Mittag, da die schwere Ungeduld sie trieb, und bei hellem Vollmondschein, stets fand sie das Bild unverfehrt, als sei es von Glas oder von Stein, und die Wellen flössen davon ab, ohne es zerstören zu können.

Es ist wohl noch nicht vielen Leuten beigegeben, sich von dem innern Leben einer als Hege anerkannten Kreatur eine lebhaftere Vorstellung zu machen. Indessen läßt sich auch ohne viel Nachdenken mühelos erkennen, daß der Geist eines solchen verlorenen Weibes ungleich lebendiger, gestrafter, wacher und auch reicher sein muß, als der von der gewöhnlichen Masse, die nie aus sich selber schöpft, nie in Todesängsten und völliger Selbstverantwortung auf der Schneide zwischen Sein und Nichtsein gehn muß und zwischen Himmel und Erde auf sich allein gestellt ist.

Wohl würde für einen Menschenfreund, der Gestaltungskraft besäße, es sich verlohnen, dem seltsamen und doch so einfachen Wege nachzugehen, auf dem ein lebensfrisches Mädchen zur alten Joop wurde. Aber man braucht mehr Menschenliebe dazu, als in das gewöhnliche Maß geht, das bei der großen Suppenverteilung aus dem allgemeinen Liebestopf der dabei angestellte Wohltätigkeitsengel den meisten Menschen in ihre hingehaltenen Näpfe schüttet.

Auch oll Joopsch liebte ihr armseliges Leben, ebenso sehr wie irgendeine Dame der Gesellschaft, die nachmittags in ihre Konditorei steuert, und der ihre tägliche

Schlagsahne wichtiger ist als die Weisheit aller Philosophen. Auch oll Joopsch wollte noch nicht gern sterben und war bange vor der großen Leidensqualerei, die dem Sterben vorangeht. Aber sie hatte es in sich niedergekriegt. Sie ging fest und entschlossen und ohne einen einzigen Menschen an ihrem Tun teilnehmen zu lassen, den alten Zauberweg, das tödliche Leiden, das sie in ihrem dunklen Amt einer andern hatte zufügen lassen, auf sich zu nehmen, es abzuleiten, die Betroffene frei ausgehn zu lassen und sich selber hinzugeben.

Es mag ein düsteres und ruhmloses, ja, in den Augen der Menschen nichtswürdiges Heldenlied sein, das die krumme alte Gestalt umklingt, aber das raschelnde Rohr des Baches, der knarrende alte Weidenbaum, unter dem die trübe Flut ging, haben es ihr in jenen dunklen Wintertagen doch gesungen, als sie wieder und wieder kam, den Stein zu heben und nach dem Werk der Zerstörung zu schauen.

Und wie diese Zerstörung so langsam ging, daß es schien, sie wolle gar nicht kommen, als es in dem dürrn Busen klopfte: Sie wollen dein Opfer nicht, du sollst leben bleiben, da war es kaum um eines Augenblicks Dauer, daß die zähe alte Seele sich noch einmal wieder an das schon halb losgelassene Leben klammerte. Sondern es war ein Entsetzen in ihr, daß die Unsichtbaren den Tausch ablehnten, daß doch die junge Ibe elend zugrunde gehn müsse.

So ringt kein Mensch des gewöhnlichen Durchschnitts um sein Lebenbleiben, als dies alte Hexenweib Nächte und Tage um ihr Sterbendürfen rang — bis sie in einer der

bereits mondlosen Nächten beim Schein ihrer Laterne sah, daß die Zeichen der Zerstörung begannen.

Darnach war es wie ein Triumph in ihr. Sie sah von Stunde zu Stunde das kleine Bild sich aufweichen, lösen, sich zusammenziehen und vergehn. Sie sah gelassenen Blicks ihrem Todesurtheil zu. Nun würden bald die Zeichen der Zerstörung auch in ihr beginnen.

Aber Lütt Jbe war gerettet. Sie ging frei aus.

Betrogen bei dem Handel war die Löstochter Gusta. Sie konnte ihr darin nicht helfen. Was hatte es auch zu bedeuten. Die Löfs fanden das Glück auf ihrem Weg wie andre Leute Dornen und Disteln. Sie waren nur von ungeduldigem Sinn und überheißem Blut. Sie verwechselten schon einen kurzen Aufschub, einen Rasttag ihres nimmermüden Glücks mit Unheil und Weh. Ach, ihnen waren die bitteren Tränke des allgemeinen Menschenleids fremd, sie hungerten und froren nicht, sie hatten keine Sorgen, weder um sich noch um einen der Ihren, sie brauchten vor der Zukunft nicht bange zu sein, sie hatten auch keine Menschenfurcht und Angst irgendwelcher Art. Und auch in der Kirche hatten sie ihr Gestühl näher zum Herrgott als die andern Leute.

Nein, um einen von den Löfs war keine Sorge nötig.

Aber seltsam — auch ihre eigne alte Sorge und Angst um die Lütte Jbe war vergangen, mitvergangen in dem dunklen Bachwasser, das das zerstoche Bild zertraß. Es machte oll Joopsch gar keine Gedanken mehr, daß sie nun ihr Enkelkind allein ließ zwischen all den Gefahren, die auf sie lauerten. Daß sie nun bald nicht mehr da sein werde, um ihre Unschuld und Unwissenheit wie mit einem Drahtnetz zu

umspinnen, den nächtlichen Weg, den sie ging, wie ein treuer Hund zu bewachen, den Fensterladen der Kammer zu verschließen und vorn die Haustür, wenn sie über Nacht zu ihrem Hebammendienste ging. Es war, als sei mit der Unbill, die dem Bild geschah, auch alle künftige Unbill, die ihr noch drohen konnte, vernichtet.

Wäre oll Joopsch fromm gewesen, so hätte man sagen können: sie legte alle ihre Sorge um ihr Enkelkind getrost in Gottes Hände.

Vielleicht — war es dasselbe, nur in andrer Form. Denn Gottes Auge sieht anders als Menschenauge. Aber wie gesagt, es müßte einer mehr als die übliche vielgenannte Menschenliebe haben, um das Leben und Sterben von oll Joopsch einmal gründlich und eingehend den andern Menschen zu erläutern.

Viertes Kapitel

Wo ist Adolf Löff gewesen in der Christnacht, als die zu Hause glaubten, er sei beim Läuten, und die beim Läuten meinten, er sei sonstwo?

Man hätte es bei einem Löff natürlich gefunden, wenn er das Glück, das er bei der einen nicht fand oder ausnahmsweise sich selber versagte, ohne viel Bedenken bei einer andern suchte. Löffeland war ein weltentlegenes, stolzes Dorf mit geschlossenen Sitten und Gesetzen, aber drei oder vier Mädchen, die einem Löffsohn, und sei es für eine einzige Grollnacht, zur Verfügung standen, gab es auch dort. Diese zu nennen oder ihren Wegen nachzugehen, lohnt aber nicht die Mühe. Denn bei ihnen ist es nicht

wie bei oll Joopsch. Sie haben nicht Kraft, sondern Schwäche. Sie haben nicht Stolz und Willen, sondern Schmutz und Gier und sind ohne Selbstachtung. Aus Morast aber lassen sich keine Gestalten schaffen. Stunden sie schon für eine Minute, so fände die nächste sie bereits als ein Dreckhäuflein wieder. Es tun es viele, ziehen Draht durch den Morast und kleben ihn mit Unrat aneinander. Aber das ist, von allem andern abgesehen, langweilig zum Übelwerden. Kernholz muß da sein, wenn es dem Liebenden und Gestaltenden lohnt.

Es wäre ja auch unnütz, diese Sorte mit Menschenantlig zu schildern, da Adolf Löff bei keiner von ihnen war, weder diese Nacht, noch jemals zuvor. Es war ein frecher und respektloser Schlag, diese Könige von Löffeland, aber mit käuflicher Liebe gaben sie sich nicht ab. Sie mußten selber mittun, mußten glauben und erobern und Triumph trinken wie Wein.

Die Glockenschläge, die über das schlafende Land gingen, trafen den Ersten der Löffeländer Burschen am vereisten Seeufer auf dem umgestülpten Fischerkahn seines Vaters. In die dunkle Winternacht und den eisigen Wind trug er das junge wilde Herz, das nicht entsagen konnte und das süße Bild, das die Liebe malte, nicht schänden wollte.

Wind und Kälte tat ihm wohl. Er saß und dachte, daß es ihm das Denken erleichtere. Denn die Gedanken hatten sonst immer nur kurze Fäden, wie der Tag und die Gelegenheit sie brauchten. Jetzt war ihm, als könnten sie plötzlich schweifen, in die Weite hinaus, Vergangenheit

und Zukunft umfassen. Als lichte sich das Verworrene seltsam und ruhig vor ihm.

— Ist das Liebe? fragten die Gedanken. Wie soll das kommen? Ich kenne die kleine Dirn ja kaum. Als wir zusammen zur Schule gingen, habe ich das Wurm kaum angesehen, kaum gewußt, wie sie aussah. Später sie vergessen, oder von ihr gewußt, wie von einem Lamme oder kleinem Huhn auf andrer Leut Gehöft. Wie sie beim Küster reinkam, wie sie da stand und trozig ihr Anliegen sagte, da ging's bei mir los. Da hab ich's, ja, ich, es bestimmt mit den Geigenstunden. Dachte: Das ist beste Gelegenheit —

Die Gedanken fragten und sagten durcheinander. Man konnte nicht gut feststellen, woher die Frage und dann woher die Antwort kam. Indessen trübte das die merkwürdige Klarheit dieses Denkvorgangs nicht im mindesten. Es war ein stilles Verwundern in ihm, wie deutlich sich ihm das alles darstellte.

Es ist nur die Frage, sagten die Gedanken, warum ich diese Gelegenheit nun gar nicht benutzt habe, sondern mir Unbequemlichkeiten und Lächerlichkeiten auflegte und vor dem Fenster stand wie ein brotloser Liebhaber, dem es an Mut fehlt, weil er weiß, daß er seiner geringen Art wegen eine Absage bekommt. Da doch das Gegenteil der Fall ist, und diese ganze Schüchternheit in unsrer Familie weder begründet noch überhaupt gebräuchlich ist.

Denke nach, sagten die andern Gedanken wieder. Du hast es ja auch gar nicht aus Schüchternheit getan, sondern weil dir die Reinheit und Unverletztheit dieses kleinen Mädchens wichtig war. Nun kommt der Kern der

Frage: warum war sie mir so wichtig? Warum fasse ich Ibe Brodersen anders auf als die beiden kleinen Rastorfer Fräulein und die Schneidertochter Hanne Wunderlich?

Es war gut, daß die Glocken gingen, fand er. Es war so etwas Mächtiges und Zwingendes darin. Der Takt und der Schall und die große Sprache, die sie führten, die man verstand und doch nicht verstand, die nicht nur für die Menschen galt, wie ihm jetzt schien, sondern auch für die alten Weidenbäume am See und das raschelnde Schilf und den grauen See, von dem nur weiße Wogenkämme durch die Dunkelheit schienen. Es war nicht das Gepappel von Menschen, bei denen natürlich immer alles Denken abreißen muß. Es war etwas Zusammenfassendes und Gebietendes. Und es war, als könne jeder alte Weidenbaum ihm jetzt ebenso gut sagen oder besser als Menschen, wie das alles anzusehn und was zu tun sei.

— Ich glaube, daß Liebe ins Herz fällt, sagten seine Gedanken jetzt weiter. Nach Gründen dafür zu suchen oder sie zu bezweifeln, weil sie eigentlich gar nicht berechtigt sind, hat keinen Sinn. Man müßte viel tiefer oder viel höher steigen, als man nach seinem Menschenkönnen vermag, um dafür eine Antwort zu finden. Die Wahrheit ist wohl, daß es mir bei den andern nur Spiel war, und daß ich für Ibe Brodersen Liebe empfinde.

Vielleicht ist es auch noch ganz etwas anderes —

Der Wind hatte die Glockenschläge nach Westen hinübergeweht, so daß ihr Schall ferner und dunkler geklungen hatte. Plötzlich blies er sie mit verstärkter Gewalt in umgekehrter Richtung, so daß sie wie ein großes Brausen daherkamen. Den einsamen Burschen auf dem

Fischerkahn überschüttete es wie ein Erschauern vor etwas Gewaltigerem, als alles Menschendenken und Wollen ist.

Aber es brauste über ihn dahin und ein linderes Gausen folgte, das brachte mit sich ein Wort, wie geschrieben in der Luft und doch eine Luftschicht für sich, aber nicht vergänglich und verschwimmend. Es stand über seinen Häupten und um ihn her. Es hieß: „Ich muß Ibe Brodersen heilig halten, weil sie eine Löffrau werden soll — —“

* * *

Wie die ersten Tage des neuen Jahres kamen, wurde die alte Joop plötzlich bettlägerig. Sie wunderte sich nur, daß es nicht schon im alten Jahr angefangen hatte. Die Krankheit begann im Hals, wie es ja nach ihrer Meinung auch sein mußte. Es waren viel Schmerzen dabei zu dulden und Schluckbeschwerden, und sie hatte ein hochrotes, brennendheißes Gesicht, war aber bei vollem Bewußtsein und in Spannung, wie das nun weitergehn würde. Es war sogar ein befriedigtes Empfinden in ihr, daß das so gut gelungen war und die Natur und die unsichtbaren Gewalten ihrem, oll Joopsch Willen gehorchten, ja, im Grunde, wie man es wohl nennen konnte, auf ihre List hineingefallen waren. Denn es sollte ja eine Strafe für ihre Untat sein, und war nun bloß das Vollziehen ihres eignen Willens.

Als sie nun gar nicht mehr aufstehn konnte, ließ sie sich von ihrer Enkelin ihre Kartenspiele ans Bett bringen und sich einen ganzen Berg von Rissen in den Rücken stopfen. So saß sie aufrecht, aber doch in sich zusammen-

geschickt, und legte mit ihren fieberheißen Fingern die Karten zu den Fragen, die sie noch selber zu stellen hatte.

Es war unterdessen schon im Dorf verbreitet, daß die Joop krank sei. Viele Mädchen und Frauen, die sie gerade in den zwölf Nächten befragen wollten und noch nicht bei ihr gewesen waren, gerieten in große Unruhe, kamen angelaufen und wollten Ibe mit ihren Ratschlägen und auch mit allerhand guten Dingen helfen und beispringen.

Es war gerade die Jahreszeit, in der es für die Löfelande am schlechtesten war, wenn sie krank wurden. Die Moorwege standen unter Wasser, und die Verbindung nach Rastorf war völlig abgeschnitten. Dagegen wäre es unter Umständen möglich, zu Kahn oder über das Eis, den See überquerend, nach Schneidewind zu gelangen und von dort Doktor Bartsch herbeizubringen. Seit Neujahr war aber das Eis, das sich in den Weihnachtstagen als feste Brücke gezogen hatte, durch Sturm und Lauwetter zerrissen, trieb im offenen Wasser herum und gefährdete die Kahnfahrer aufs äußerste. Man mußte in solchen Tagen und Wochen ohne den alten Bartsch sterben oder wieder gesund werden, wie es sein sollte.

Ibes Herz war so schwer und voller Unruhe, wie noch nie in ihrem Leben. Sie hatte nicht gewußt, wie es ist, wenn Großmutter krank ist. Sie meinte, so müßte es tun, wenn das Haus einfiel und man zwischen den Balken in der freien Luft säße.

Sonst war hier für alles und jedes Großmutter da gewesen. Wenn einer kam, wenn es klopfte und rief — es galt Großmutter. Sie hatte nichts damit zu tun. Sie wurde als Kind in die Kammer geschickt. Sie hatte höch-

stens zu sagen, Großmutter wäre nicht zu Hause. Dann gingen die Leute wieder weg.

Sie hatte so sicher gegessen wie ein Kind im Blumen-garten hinter einer hohen, dicken, eisenbewachsenen Mauer. Es konnte ihr nichts geschehn. Als der zweite Löff sie auf der nächtlichen Dorfstraße geküßt hatte, war es nicht anders gewesen als in der Schulzeit, wenn ein unnützer Bengel die kleinen Dirns mit dreckigem Schnee schmeißt. Man heult ein bißchen, läuft zu Großmudding, sie wischt's mit ihrer Schürze ab und droht dem frechen Maß mit der Faust.

Wie ist es, wenn die alte eisenbewachsene Mauer ein-stürzt, und das Kind steht im verschütteten Blumengarten und sieht, daß die weite fremde Welt dahinter erst an-fängt, und daß der kleine Garten nicht die Welt war. Dann, wenn es das gesehen hat, ist es kein Kind mehr.

Ibe konnte nicht weinen, weil Großmutter krank war, ihr war nur so namenlos bang. Alles war ein Wirrnis, jedes Klopfen, jedes Anschlagen von Frühfahrts Nero jagte ihr einen Schreck ins Gebein. Die Angst wurde so groß, daß sie sich gar nicht vor ihr retten konnte.

An Großmutter's Bett? Ach, die saß mit brennenden Backen und feuerglänzenden Augen, krumm aufgestützt über ihren Kasten. Hörte und sah nichts, was um sie her vorging. Ibe in ihrer Angst zupfte sie einmal am Ärmel ihres groben Hemds: „Großmutter, die wollen dich was fragen.“ Das war, als unter den Besuchern auch Gusta Löff gekommen war.

Die hatte gewartet von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Es ist jetzt ein Monat her, seit sie das Bild

durchstach. Sie hatte gewartet, wie man auf das Eintreten der sicheren und gültigen Dinge wartet, auf den Frost, auf den Vollmond, auf den Morgen nach langer banger Nacht.

Sie hatte gierig herumgehört im Dorf, wo nur von irgendeiner Krankheit die Rede war. War es ein Mädchen, das es traf, und welches? Aber es konnte in Rastorf sein oder auf einem der Dörfer hinter der Heide. Die Bekanntschaft der Löfs war groß, und die Cöhne ritten, wohin sie wollten. Sie tröstete sich oft, es kann längst im Gange sein, wo ich nichts davon weiß.

Doch man mußte es an Adolf merken.

War etwas an ihm anders als vorher?

Bis zum Weihnachtsabend gewißlich nicht. Er war stumm, bleich und düster. Tat kaum den Mund auf. Es brauchte nichts zu bedeuten, höchstens Launen. Er war von der wortkargen Linie. Aber auf Anna Behrts Hochzeit mit dem ältesten Stenz tanzte er keinen Tanz mit der Mine Dörbart, die ihm doch zugeteilt war und auf ihn wartete. Er ging an ihr vorbei und tanzte mit den Frauen und mit ein paar fremden Mädchen, die nur als Hochzeitsgäste hier waren.

Das war, als wenn er sich auf den Tisch gestellt und laut vor allen Ohren gerufen hätte: Ich habe einen heimlichen Schatz, und Mine Dörbart kann sich Zeit lassen mit der Aussteuer.

Mine Dörbart war weiß wie ein Blatt Papier. In Gusta war eine Wut, daß sie in der Kaffeepause hätte ihre volle Tasse nehmen und auf den Boden schmeißen mögen. Ihr Bräutigam war auch da. Er tanzte mit ihr,

soviel es nötig war und ließ sich nichts zuschulden kommen. Aber er hatte etwas Gelangweiltes an sich, wollte alle Augenblick nach Hause, sagte, er sei abgearbeitet, nachts viel draußen, und ein paarmal merkte sie wohl, daß er zu dem Rudel der Allerjüngsten, die eigentlich noch gar nicht tanzen sollten, in einem Winkel miteinander hopsten und nur manchmal aus Spaß herumgedreht wurden, einen Blick hinüber schoß.

Von all diesen Aufregungen wurde ihr körperlich übel. Der fette Butterkuchen blieb ihr vor dem Magen stehn, sie mußte hinausgehn und sich erbrechen.

Wie sie aus dem Hof zurückkam, hörte sie in der Küche ein aufgeregtes Sprechen, das immer in Weinen überzugehn drohte und das beschwichtigende Zureden der Gehrtfrau und anderer alter Frauen, die zum Abwaschen da waren. Die Küchentür war nur angelehnt, sie blieb davor stehn und hörte die Worte: „Ick bruk mi dat nich gefallen to laten! Wi hem grad so'n groten Hof as de dicknasigen Löfs. De ganze Stuw' kliekt up mi. Ick kann woll 'n annern krägen! Ick lat mi dat nich gefallen! De Lude von de Nagels bei de Kreihdannen, de wull mi woll nähmen, wenn ick em bloß wull. Ick bruk't em bloß marken laten, und ick bün morgen Nageln sien Brut. Un de Hochtiät is noch vörn Aust. Ick bün doch keene Leerbutt, de so 'n ollen plietschen Bengel mit de Haut umstött —“

— Das war Mine Dörbart — jawohl —

„Awer Mine, Mine“, sagte die alte Gehrt. „Ick gew di jo tau, et is argerlich. Awer de Manns sünd mal so, vörut de Löfs. De möten sik ierst uttoben. Diern, mal

bloß keen Untüg. Du bereust di dat. Wat is Lude Nagels to Adolfen! Du maßt di sülsen unglücklich. Kieß dor an vörbi, dat versteiht di jeden hier int Dörp. De Löfs, de hebben all de wandernden Herzen. Dor is för di keen Schimp bi —“

„Red, wat du wißt, Gehrtmutter!“ rief es eigensinnig zurück. „Ick bün so gaud as de Löfs, un ick lat mit dat nich beiden. Ick gah jezt rin und bi de Damenwahl hol ick mi Lude Nagels. Is mi allens piep egoal. Spoar dien Red, Gehrtmutter!“

— So —! dachte Gusta Löf, als sie, um nicht gesehen zu werden, eilig zur großen Vorderstube, die fürs Tanzen ausgeräumt war, zurückging. Drinnen sang und wiegte der alte Walzer:

Nur einmal blüht — im Jahr der Mai,
Nur einmal im Leben die Liebe —

„Wer’s glaubt!“ rief plötzlich eine hohe, etwas schreiige Mädchenstimme. Es war die älteste Küstertochter Erna Zahn gewesen. Sie lachten alle. Erna Zahn war beinahe dreißig, die kriegte keinen Mann mehr. Aber die Mädchen nahmen plötzlich den zugeworfnen Ball auf. Sie wiegten sich und eine sang, die andern sangen’s freischend nach:

Doch sechsmal im Monat die Liebe —

Es ging auf die Löfs in erster Linie, das wußte jeder. Aber denen tat kein Spott weh.

Gusta ging zu ihrem Platz. Sie war innerlich eiskalt. Das Unglück schien niedergehn zu wollen. Aber dann glaubte sie wieder nicht daran, daß Mine Dörbarts wirk-

lich solche Dummheit machen werde. Sie mochte heute schon dreist mit dem Nagel tanzen, morgen bei Tag bedachte sie sich das noch zehnmal. So schnell schießen die Löffeländer Bauerntöchter nicht, zumal nicht die künftigen Löfffrauen. Die sehen sich manches mit an und beruhigen sich auch wieder.

Der Bauer Nagel bei den Krähtannen hatte einen ganz anständigen Hof, vier Pferde, achtzehn Kühe etwa, an die zweihundert Morgen. Eben ein guter Bauer, aber mit dem Schulzenhof doch nicht an einem Tage zusammen zu nennen. Nein, deswegen — die Dörbart, die wartete noch ihre Zeit ab, und wenn es noch ein Jahr so hinging mit Adolfs Verrücktheit. Aber sie, sie selbst, die Gusta Löff, die hatte nicht mehr Lust und Kraft, noch ein Jahr lang Braut zu sein und dazusitzen, wenn Quastenberg sich das Gähnen verbiß und nach Haus wollte und nach den Jören schielte!

Du Joopsch, was bödest du bloß so lang!

Mit Adolfsen war nicht das geringste Reden, und etwa Vater und Mutter auf ihn anzusehen, ging auch nicht. Die hätten sie nur ausgelacht, Bertram erst recht. „Diern, dat sünd Naturesachen. Hest denn so ielig? Lat di man Ziet.“ Es hätte ihr auch niemand geglaubt, was sie selbst nicht glaubte, daß die Dörbart abspringen werde.

Nach der Hochzeit beruhigte sie sich wieder. Es war noch zu kurz her, als sie bei Joopsch war. So ein Ding muß Weile haben. Wird schon von selber kommen.

Von Weihnachten aber ging ihre Angst erst richtig los.

Adolf war über Nacht ein andrer Mensch geworden. Das Verdüsterte war wie weggeblasen. Er ging im Haus

herum, hatte merkwürdig helle Augen. Bei Mittag fing er plötzlich an, zum Vater vom Anbauen zu sprechen. Er hatte sich das ausgedacht, im Giebel sollte eine Wand ausgebrochen werden. Es stand dick auf seiner Stirn: Ich werde bald heiraten.

Aber der Vater gab brummige und abweisende Antworten. Gusta, die einen Augenblick aufgeguckt hatte, sank wieder in grauen Mißmut. Da ist nichts Wirkliches dahinter. Das sind die bekannten Lösschen Heiratspläne, die kommen wie Märzstürme und gehen wieder. Zum Sommer ist's noch weit. Der alte Lössche Idealismus, der ernst nehmen will, was nicht ernst ist, tut sich wieder einmal auf.

Adolf glaubte in dieser glück- und kraftdurchströmten Weihnachtswoche zweierlei, dasselbe zweierlei, das zu Zeiten seine Väter gerade so geglaubt hatten.

Erstens, daß noch niemand ihm etwas anmerke, daß kein Mensch ahne, was in ihm lebe und was er vorhabe.

Und zweitens, daß alles gesichert, klar und fertig sei, weil er sich innerlich dafür entschieden habe — —

Gusta ging durch die Weihnachtswoche noch so hin. Es war ihre letzte Kraftanstrengung. Wie Neujahr vorbei war und die Nachricht sich verbreitete, daß die alte Zoop krank sei, lief sie, von jäher Angst gefaßt, hin. Denn wie ein wildes Tier fiel der Gedanke sie an, daß vielleicht durch Krankheit der alten Zauberin, die möglicherweise schon länger in ihr steckte, ihre Kraft geschwächt und die ganze Sache mißlungen sei.

Die Neujahrsnacht ging damals in Löfeland wie in den meisten Dörfern flanglos vorüber. Der große

Kummel, mit dem jetzt jedes neue Jahr begrüßt wurde, war noch völlig unbekannt. Es lag zumeist an der kirchlichen Einstellung. Herr Glüter erkannte diese Nacht nicht als etwas Besonderes an. Er meinte, die Einrichtung sei weltlich, sei bürgerlichen Ursprungs und habe mit Gottes Reich und seiner Offenbarung nichts zu tun. Er wollte auch nicht den Neujahrstag als einen Feiertag gelten lassen.

Stumm ging das alte Jahr in Löfeland zu Ende, stumm trat das neue im grauen Wintermorgen ein. Kaum daß einer zum andern sagte: „Hüt schriewen wi 'n niegen Johr, Jochen“, und der andere antwortete: „Jo, dat dauhn wi wull.“ Und kaum, daß sich an diesen Zeitpunkt irgendeine Erwartung oder Hoffnung knüpfte.

Was wußte Ibe Brodersen vom Jahreswechsel? Bang war der eine Tag geendet, bang fing der andre wieder an. Sie hörte nachts die Großmutter im Fieber murmeln, zehnmal stand sie auf, stand mit bloßen Füßen, gab ihr Wasser zu trinken. Ach gern hätte sie ihr alle Nacht Dienste getan, aber sie fühlte ahnend etwas Schwarzes im Raume lagern, das schlimmer war als Kranksein und Hilfebrauchen. Denn schon drängte es sich ihr in den Sinn, daß eines Tages dies Bett ganz leer stehn würde.

So voller Grauen war die Welt. Ibe hatte ein neues Gefühl kennengelernt, das war Angst vor den Menschen. Bertram Löf hatte es ihr beigebracht. Er ließ sie nicht in Ruhe, er lauerte auf sie, wenn sie ins Dorf mußte. Er ging neben ihr her und redete viel Zeug, das sie nicht verstand, nach dem sie gar nicht hinhörte, er lachte mit

weißen Zähnen und sagte: „Denkst noch dran, kleine Joop, wie der Süße geschmeckt hat, neulich nachts? Möchtest gern noch einen haben, sag's mir man.“ „Laß mich doch in Frieden“, rief sie, weinend vor Angst und Zorn. „Was willst du bloß von mir?“ Schlug der Bursche eine Lache auf. „Da frag die Leute, was er von dir will.“

Wenn sie in der Stube sitzt oder zur Kammertür hereinkommt, da ist plötzlich ein Gesicht an der Scheibe. Ein rotbraunes, das mit weißen Zähnen lacht. Ibe ist so herzensbang, sie kann nicht einmal schreien. Ach, könnte sie noch rufen: „Großmutter, da guckt einer bei uns 'rein!“ Aber Großmutter achtet auf so etwas nicht mehr. Sie hilft und schützt nicht mehr. Die alte Mauer ist schon eingefallen, und Molche und Drachen recken sich und züngeln nach ihr.

Zur Geigenstunde geht sie schon gar nicht mehr. Das geht ja nicht, aber auch die eingewickelte Geige faßt sie nicht mehr an. Auch davor ist ihr bang und wird ihr immer bänger. Nicht einmal, daß sie an sie denken mag. Sie liegt wieder hinten bei den Milchsatten, und sie muß jetzt melken und füttern und die Sahne abnehmen und das bißchen Butter machen.

Einmal, als sie um ein Tränkchen für Großmutter zum Kaufmann laufen mußte, zum Koopmann Thiel, dem einzigen im Dorf, der vor zehn Jahren etwa mit einem Planwagen herkam und sich hier festsetzte, und wenn ihm sein Kram ausgeht, wieder mit demselben Planwagen nach Schneidewind fährt, da ist im Abenddämmern, das ja jetzt um vier Uhr schon angeht, der Bertram Löff

wieder an ihrer Seite. Schwaht auch gleich wieder ins Gelag hinein, leichtsinnig und mit seinem geschwinden, fecken Mundwerk. Fragt sie dann ganz ernst, wie es Großmutter geht. Ach, das kleine Mädchen war so zermüht und hilfsbedürftig, daß sie schon dankbar war für ein vernünftiges und wohl gar theilnahmsvolles Wort. Es ginge der Großmutter so schlecht, sagte sie, mit Tränen in den Augen. Ob sie denn gar nicht mehr recht bei sich wäre und gar nicht merke, was im Haus geschähe, setzte Bertram das Fragen fort. Und auch hierauf stand Ibe Antwort, wie ein artiges Kind, und sagte treuherzig, nein, sie merke und fühle davon nichts mehr. Da sagte Bertram, das habe er nur hören wollen, und da könne er ja gleich mit in die Stube kommen, wenn die olle Heze doch nichts davon merke, und könne ein Weilchen bei seinem kleinen Schatz bleiben. Sie hätten da gewiß eine Ofenbank, auf der es sich warm und schön engbeieinander zu zweien säße.

Da merkte die kleine Ibe, wo der böse Bube hatte hinsteuern wollen, und sie schämte sich plötzlich, daß sie ihm das alles so vertrauend gesagt hatte und kam in ein Gefühl so grenzenloser Verlassenheit, daß sie gar nicht wußte, wo aus und ein. Und da sah sie das freche, lachende, sorglose Burschengesicht dicht über dem ihren, und ihre Angst stieg so unermesslich, weil sie auch noch gar nichts vom Leben kannte und nicht wußte, wo das alles hinwollte und was daraus werden sollte, daß sie anfang, herzbrechend zu weinen und ihn schluchzend bat: „Ach, bitte, lieber Bertram, laß mich doch in Frieden! Ich tu dir ja nichts, tu mir doch auch nichts!“

Nun wird ja niemand zweifeln, daß solches Gebaren eines Mädchens bei einem verliebten jungen Mann gerade nicht den Erfolg haben wird, daß er sie nun wirklich in Frieden läßt, sondern gerade das Gegentheil. Und das trat auch hier ein. Bertram Lös konnte nicht mehr an sich halten, riß das Dirnchen in seinen Arm und rief unter girrendem Lachen: „Nein, du lütte Götschnut, tußt du mir nichts? Tußt du mir auch wirklich nichts?“ und sich bestrebte, sie zu küssen, obwohl es auf der Dorfstraße noch keineswegs völlig dunkel war.

Aber plötzlich, ehe er soweit kam, wogegen sich Ibe jetzt mit verzweifelterm Sträuben wehrte, was ihn nur noch wilder machte, da er fühlte, er habe kein dummes Kind mehr vor sich, wie noch vor zehn Tagen —, da ließ er jäh von ihr ab, biß sich verdrießlich auf die Lippen, fuhr sie barsch an: „Na, loop, dämlich Guf! Awer mi loopt kein Mäten weg, dat ic hem will —“ und schlenderte, als habe er nie etwas mit ihr vorgehabt, des Wegs weiter. Denn um die Kirchenecke kam der Pastor Glüter hergegangen.

Ibe war für dies eine Mal frei, aber sie wußte, daß sie dem Wolf noch nicht entgangen sei. Und sie hatte gar keine Vorstellungsmöglichkeit in ihrem kindlichen Verstand, wie sie dem je entgehen könne. Hatte nun auch noch die entsetzliche Angst, daß er eines Tages einfach zu ihr hereinkommen könne und sie selbst im Haus nicht mehr vor ihm sicher sei.

Sie mochte schon gar nicht mehr aufmachen, wenn die Leute klopfen, sah erst bang durch das Blumenfenster an der Giebelseite, wo der Holzstapel stand. Und da es

am andern Tage wieder laut und herrisch pochte, dachte sie erst gewiß, das sei er nun. Aber da war es nur Gusta.

Die war aber sehr aufgeregt, hatte rote Flecken auf den Backen und rote entzündete Augen. Sie hörte gar nicht darauf, daß Ibe ihr sagte, mit der Großmutter könne niemand mehr sprechen, sie verstehe das gar nicht mehr. Mit ihr müsse sie sprechen wollen, rief Gusta befehlerisch. Sie ließe sich hier auf keine Redensarten ein. Das solle sie nur bei andern versuchen, bei ihr käme sie an die unrechte Schmiede. Dies Paß glaube wohl, Geld einstreichen und damit fertig. Da wäre sie aber auch noch da. Für ihr vieles Geld könne sie auch was verlangen. Oder ob sie es dem Vater sagen solle, der hier dann mal als Polizei ein bißchen nachsehen solle —?

Die Worte waren es vielleicht weniger, die faßte Ibes verwirrter kleiner Kopf noch gar nicht so schnell. Aber das laute Reden und Schreien von Gusta machte ihr schon angst genug. Sie lief hinein und zupfte ängstlich und dringend die Alte am Hemdärmel.

„Ach, Großmutting, Großmutting!“ Ach, welche Angst schrie nach der alten sterbenden Frau von ihrem verlassenen Herzblatt, dem sie sonst nicht ein Härchen hatte krümmen lassen.

„Da sind Leute da, die dich was fragen wollen. Großmutting, hör doch bloß dies eine Mal. Da ist Gusta Löff, die will zu dir!“

Den Namen Löff verstand die alte Joop.

Sie kauerte wie immer über den Karten, die auf einem Brett ausgebreitet dalagen, schob hin und her, nahm weg, mischte, legte wieder hin. Dabei sah sie ganz plietsch

und glücklich aus. Als ihre Enkelin nun Löff sagte, nickte sie ihr vergnügt zu und stieß mit dem krummen Zeigefinger auf eine Randkarte.

„Dor liggt hei, Ibing, de deiht di nicks miehr. Dor liggt dat Glück dichting bi. Dat kiekt äwer mit 'n Kopp nah dat grote Water. Geih di vör mit dat Water, Diern, töf, dat hei di in sien Rahn röwerhalt. De Rahn is gries, de See is gräun, die Lieb' is rosenrot. Mein Liebster, der is tot.“

„Großmudding, hör doch dit einzig, einzig Mal. Gusta Löff, de lett mi kein Rauh —“

Da stand Gusta schon in der Thür. Sie war das Warten nicht gewohnt. — Wo bleibt Ihr Zauberkunststück, Joopsch? wollte sie rufen. Aber vor der irren, lächelnden und singenden Alten im Bett mit den brennroten Backen und den fingernden Bewegungen über dem Kartenbrett verließ sie ihre Keckheit. Sie stand mit offenem Munde, von Grauen durchrieselt. Mit der da war kein Reden mehr, von der forderte man keine Rechen- schaft —

Sie sah kaum das halbwüchsige Kind, das sich in seinem unendlichen Bangen dicht an den krummen Oberkörper der sterbenden alten Frau geschmiegt hatte, auf der Bettkante sitzend, den dünnen Rücken mit dem Arm umschlingend, nicht um zu stützen, sondern um sich selbst und sein Leben an das hinfließende, den hilflosen jungen Geist an den bereits zerstörten zu klammern als an das Einzige zwischen Himmel und Erde, was über die kleine Ibe gewacht und sie geliebt hatte.

Gusta sah nur den nahenden unabweisharen Tod, der sogar einer Löstochter höchst berechtigte Ansprüche unbekümmert und unangreifbar mit einer grinsenden Frage weglegte.

* * *

Das war in der darauffolgenden Nacht, daß Adolf Löff plötzlich mitten im tiefen Schlaf seinen Namen rufen hörte. Es war deutlich und laut gewesen wie von einer gellenden Frauenstimme, und es klang, als käme es von draußen, aber unmittelbar vor dem Fenster der Hofstube, in der er mit Bertram schlief. Er setzte sich mit einem jähen Ruck auf und lauschte. Im ersten Augenblick hatte er durchaus den Eindruck von etwas Natürlichem, glaubte, es sei Feuer im Pferdestall oder sonstwo ausgebrochen, und die lange Marie Brant rief nach ihm. Aber wie er völlig wach war, merkte er, daß alles in Hof und Haus totenstill lag.

Nun fing ihm an zu grauen. Daß jemand ihn gerufen hatte, war ohne allen Zweifel, ein Traum konnte es unmöglich sein, die Stimme lag ihm noch in ihrer unverkennbaren Deutlichkeit im Ohr. Aber da der Ruf sich nicht wiederholte, und sich nicht das geringste regte, bekam das Ganze etwas Geisterhaftes, was ihn kalt überschüttete und ihm die Haare leise zu Berge steigen ließ.

Er nahm sich zusammen, räusperte sich und rief nach Bertram, der an der andern Wand schlief. Doch war es nicht leicht, einen schlafenden Landmannsjungen aufzuwecken. Es rührte sich nichts. Adolf wiederholte den

Ruf. Als wieder alles still blieb, wollte er sich beruhigen und sich einreden, es sei wirklich ein Traum gewesen, sich niederlegen und weiterzuschlafen.

Indessen merkte er sofort, daß ihm dies ebenso unmöglich war, als wenn er bei Feuerlärm hätte wieder einschlafen wollen. Er war hellwach und von einer Unruhe erfaßt, die ihm durch alle Glieder ging. Das Grauen war immer noch da, es saß dem baumstarken Menschen wie eine kalte Hand im Nacken. Er mußte aufstehn und Bertram wecken, daß er jemanden bei sich hatte und eine Stimme hörte.

Der Mond, im letzten Viertel stehend, war noch am Himmel, warf ein mattes Licht in die geräumige kahle Hofstube, so daß die Umrisse des drübenstehenden Bettes einigermaßen zu erkennen waren. Adolf tappte hinüber. Als er Bertram an die Schulter rühren wollte, faßte er in ein leeres Bett.

Es war an sich nichts Merkwürdiges, daß ein junger Kerl wie Bertram nachts da nicht zu finden war, wo er hingehörte. Doch in der augenblicklichen Geistesverfassung, in der sich Adolf befand, wirkte es auf ihn wie ein kalter Schlag. Und unwillkürlich flammte etwas auf, Zusammenhänge schaffend, die bisher unter dem Grauen, das ihn überschüttete, gar nicht in Frage gekommen waren.

Die Stimme, die ihn gerufen hatte, war keine natürliche Menschenstimme gewesen. Eine jähe Not rief ihn von irgendwoher an. Eine Frauenstimme — gell. Die Gedanken und Pläne seiner Tage jagten ihm Ibses Bild vor die Augen, greifbar, lebend, als strecke sie in Todes-

angst die Hände nach ihm. Aber es war nicht Ibes Stimmlein gewesen — doch — —

Bertram —

Er hatte nichts gedacht, nichts denken wollen, nicht gesucht, aber es fuhr wie ein Blitz an ihm vorbei, wie gestern Pape beim Pferdefüttern hingeworfen hatte wie einen Spieß: „Bertram hett 'n lütten Schatz in't Döörp. Galt Feener em vörbi kamen bi de Diern —“

Hatte es nicht beachtet — — jetzt —

Es waren nur Sekunden, in denen diese Gedanken schossen. Das Grauen war weg. Hell auf brauste das Blut in seinen Adern. Im Halbdämmern fuhr er in die Kleidungsstücke, nahm sich nicht die Zeit, durchs Haus zu gehn, die Hausschelle klingen zu lassen, stieß das Fenster auf, sprang hinaus.

Es lag wieder Schnee, eine leichte Decke war gestern abend gefallen. Der rotgelbe Mond leuchtete wie eine trübe Laterne. Die Löfeländer kennen ihre Wege auch ohne Licht. Von fernher heulte ein Hund. Adolf stolperte nicht einmal im Schluchtenweg, er spürte sein eignes Gehen nicht, er hatte das Gefühl, von Schwingen getragen zu sein, als ob er mit dem Fuße gar nicht bis zur Erde herunter komme.

Je weiter er kam, je näher kam das heulende Bellen. Hin und wieder antwortete ein kurzes Blaffen, das immer wieder erstarb. Schon sah er das Frühfahrtsche Gehöft und die kahlen Pflaumenbäume an der Seite. Jetzt mußte er, das Bellen kam von dorthier.

Wenn ein Hund so durch die Nacht heult, liegt jemand in den letzten Zügen, kann aber nicht sterben.

Da schlug es ihm gegen das Herz, denn er sah an der Seite, wo die alte Joop wohnte, hinter dem Kammerfenster Licht. Das einzige Licht im ganzen Dorf.

Sein tobendes Innere wurde plötzlich still, von einer fast unheimlichen Ruhe gefüllt. Nun wußte er, wer ihn gerufen hatte. Die sterbende olle Joop war's gewesen. Sie wollte ihm in der letzten Stunde die Enkelin in den Arm legen.

War es die Überreiztheit der nächtlichen Stimmung oder entsprach das alles nur dem eignen Fühlen, das aus dem seltsamen Wogen und Branden seines Innern seit der Christnacht zutage stieg — er fand nichts Außerordentliches oder Unsinniges an diesen Gedanken. Er fand, daß es so kommen mußte, und daß alle Dinge so lange gewachsen und geworden waren, bis dieses eintrat.

Er ging über den Hof, an dem dunklen Ziehbrunnen vorbei. Von der links liegenden Hundehütte jaulte das heulende Bellen, aber änderte und verstärkte sich nicht bei seinem Kommen. Er ging nicht an das Kammerfenster, daran zu pochen, sondern in Ehren und Anstand zu der schiefen Haustür neben dem Holzstapel am Giebel. Dort nahm er ein Holzstück und schlug gegen die Tür.

Er hatte erst dreimal geschlagen, als schon die obere Hälfte sich öffnete und Ibe, in ihrem blauen Arbeitskleid, die Zöpfe wie am Tage geflochten, mit der kleinen Lampe in der Hand dastand. Ihr Gesicht schien weiß und ohne Farbe, aber ruhig. „Ich hörte es am Klopfen, daß es ein anderer war als vorhin am Stubenfenster“, sagte sie.

„Am Stubenfenster?“ sagte er verwirrt. „Ich habe nicht am Stubenfenster —“

„Nein, du nicht. Du bist Adolf Löff. Großmutter hat dich gerufen. Sie hat vorhin so laut nach dir geschrien, daß ich wußte, du kommst wohl noch. Ich hatte keine Angst mehr.“

Sie sprach selbst wie eine Traumwandlerin. Ihr ganzes Tun und Leben seit dem Nachmittag, als Gusta fortgegangen war, mit der sterbenden alten Frau, die ihre Karten bis zuletzt legte und immer wieder legte, war wie ein Einsinken in eine Traumwelt gewesen.

„Lebt sie noch?“ sagte Adolf Löff.

Sie ließ ihn herein. Es war, als wenn sie seine Frage kaum recht fasse.

„Dich erkennt sie gewiß“, sagte sie nur.

Sie ging voran. Der Schein des Lämpchens zuckte durch die enge Stube, über den Tisch, den Goldlack am Fenster. Bei dem Goldlack hatte er hereingewollt, der andre. Er hatte draußen gesagt, wenn sie nicht aufmache, drücke er die Scheibe ein und habe sich selber auf. Da hatte die Großmutter so gellend, wie man es gar nicht glauben solle, Adolfs Namen geschrien. Dann war er weg gewesen.

„Der Hund heult so —“ sagte Löff.

„Nero heult seit gestern abend“, entgegnete Ibe. „Das tut nichts, Großmutter hört's wohl gar nicht.“ Sie ging in die Kammer, wo nun der Schein auf die gespensterhafte Alte fiel, die zusammengeschnurrt in den Rissen saß, vor sich ihre Karten. Der Kopf hing vornüber, eine graue Haarsträhne fiel ihr übers Auge. Ibe strich sie leise zurück.

Dann kam sie zu Löff, der noch auf der Schwelle stand und faßte seine Hand.

„Danke auch, daß du gekommen bist, mitten in der Nacht“, sagte sie einfach, wie ein Kind redet. „Seit ich das wußte, ist mir gar nicht mehr so angst.“

Er hielt ihre Hand fest, ging mit ihr ans Bett.

Die Alte hob den vorgesunkenen Kopf nicht mehr, öffnete die Augen nicht. Aber man sah, daß sie zweimal nickte. „Nu is hei dor“, sagte sie ganz vernehmlich.

Adolf Löff hielt mit der rechten Hand Ibes dünne Finger. Die linke legte er auf die Bettdecke, neben die Karten.

„Hürst mi noch, Joopsch?“ fragte er.

Die Alte antwortete nicht. Ihr Kopf fiel noch mehr vornüber, als könnten die Halsmuskeln ihn nun nicht mehr halten.

„Sie will schlafen“, sagte die kleine Ibe. „Sie hat so lang nicht mehr richtig geschlafen.“

Fünftes Kapitel.

Pastor Glüter war gewiß einer der bedeutendsten Geistlichen seiner Zeit. Er hatte etwas von einem der alten Gottesstreiter an sich. Das Leben und seine Bedürfnisse, das den meisten Menschen alles ist, was sie mit ihren Gedanken und Wünschen umfassen können, war ihm vollkommen gleichgültig. Er kannte weder Furcht vor einer Krankheit, noch vor Raubansällen oder irgendwelchen Gefahren für Leib und Leben. Er hatte auch nicht die mindeste Anteilnahme für die irdischen

Dinge und Fragen, soweit sie sich nicht auf das Göttliche bezogen. In praktischer Beziehung war er wie ein Kind, und seine Bedürfnislosigkeit grenzte für die meisten Menschen ans Lächerliche.

Deswegen war er, der Schöpfer der Mitternachts-gottesdienste, ein überwältigender Prediger, aber ein Seelsorger und Vater seiner Gemeinde war er in keiner Weise. Denn er konnte sich in die leiblichen Sorgen seiner Löfeländer nicht im entferntesten hineindenken und sah auch ihre Ackerarbeit, ihr Mühen und Denken für das irdische Leben nur für ein Hindernis an, sich dem Reiche Gottes zu nahen und sich für die Ewigkeit vorzubereiten. Er hatte zwar noch soviel Menschenfönn, um zu wissen, daß die Löfeländer nicht anders darin seien als die andern Geschöpfe der Erde auch, und daß er nicht Gottes Willen tue, wenn er sie um diese Unvollkommenheiten verachte. Denn Christus war nicht für flammende Gottesstreiter und feste gläubige Herzen gestorben, sondern für die Unwerten und Unvollkommenen, daß ihnen geholfen werde. Wenn sie ihn riefen, versagte er ihnen seinen Beistand auch in leiblichen Nöten nicht, aber sie riefen ihn selten dazu, nicht etwa aus Troß, da er sie nicht verstand, noch aus Unabhängigkeit von ihm, da sie ihn nicht brauchten, sondern weil sie ihren Prediger zu andern Dingen zu haben vermeinten, als zu ihren irdischen Nöten und Plagen. Für Krankheiten und allerlei Bedrängnis der Gemüther war bisher oll Joopsch dagewesen, für Rat in praktischen Dingen entweder der Küster, soweit er es vermochte, in höherer Instanz der Schulze Löf. Ihr Prediger gehörte ihnen zum Sonntag, auf die Kanzel, an

den Altar — und zuletzt in die Sterbestunde. Und in diesem allen stand er seinen Mann, und die Löfeländer waren zufrieden mit ihm und gegen andre Gemeinden sogar stolz, daß ihr Pastor gelehrter und heiliger sei, als ein volles Duzend aus andern Dörfern.

Es war selber ein rauher und kühler Schlag in Löfeland, so vermißten sie nichts, was Hilfslose und Unselbständige gern haben.

Viel belacht ist im Lande und in den Pfarrkränzchen, als es einmal verlautete, Pastor Glüter sei zuweilen so tief in seinen frommgelehrten Gedanken, daß er seine Sonntagspredigt in lateinischer Sprache abgehalten habe, und daß die Bauern dies nicht einmal gemerkt hätten, da sie an seine hohe und unverständliche Ausdrucksweise gewöhnt seien. Es hat allerdings in der früheren Zeit einen alten schneidigen Dorfpastor gegeben, namens Elias Storch, der seine Gemeinde in Reih und Glied hielt, daß es eine Lust war, nach den Zuchtlosigkeiten des Dreißigjährigen Krieges, und er war so wenig auf sich bedacht, daß er Landstreichern seinen Rock schenkte, auch einmal seine Hosen und in eine alte Pferdedecke gewickelt in sein Dorf zurückkam. Dieser alte Herr hat in der That in seiner Zerstretheit und Weltentrücktheit manchmal eine Predigt auf Latein gehalten, und seine Bauern haben es ihm nicht verübelt. Aber in Löfeland ist das nicht gewesen. Indessen ist es ganz sicher, daß Nikolaus Glüter manchen lateinischen Ausdruck gebraucht hat, auch halbe Sätze in der fremden Sprache dazwischenwarf, dies aber meisthin zur rechten Zeit gewahr wurde und das Gesagte verdeutschte. Jedenfalls sind auch um Glüters Person

manche Legenden gewoben, die bei dem damaligen Pfarrergeschlecht auf Synoden und sonstigen Zusammenkünften oft das Gewürz der Gespräche bildeten, mit diesen alten Herren aber in unsrer Zeit zu Grabe getragen sind.

Dann war noch die Geschichte mit der Schilfkirche, die im Lande viel besprochen wurde.

Es hat wirklich eine Schilfkirche in Löfeland gegeben. Als der Krieg durchs Land fuhr und es Sitte geworden war, daß viele Paare vor der Trommel getraut wurden, d. h. ohne Priestersegen, Geläut und Bibelspruch, und diese wilden Soldatenehen fast zur Regel wurden, sind auch in Löfeland, das von dem Kriege fast unberührt blieb, aber dennoch seine Söhne dahin ablaufen sah und seine Sitten verwildern, viele junge Paare, ohne nach Eltern und Prediger zu fragen, nach der Schilfkirche gelaufen und haben sich dort von einem alten Schuhflicker zusammengeben lassen.

Heute besteht die Schilfkirche längst nicht mehr, Nikolaus Glüter aber hat noch in ihr gepredigt. Er hat sie aber bei ihrem alten Zweck belassen, zu dem seine Vorgänger sie schon bestimmt hatten, und hat die gefallenen Bräute darin getraut. Daher heißen in Löfeland noch heute die Ehen ohne Myrtenkranz Schilsehen. Die Löss hatten jederzeit dafür gesorgt, daß die Schilsehen nicht ausgingen.

Wie die Schilfkirche ausgesehen hat, läßt sich heute nur noch vermuten. Sie hat abwärts vom Dorf gestanden, nicht am Rastorfer Weg, sondern nach Westen gelegen, in einem Weidengebüsch fast versteckt. Sie war aus Brettern gefügt, hatte aber im Innern noch die ver-

blaßten Überreste einer buntfarbigen, unbeholfenen, aber rührend frommen Malerei, wie denn auch in den wilden Sitten des siebzehnten Jahrhunderts die Frömmigkeit der Menschen keineswegs abhanden gekommen war, am wenigsten in den Dörfern, da Männer wie Elias Storch und seinesgleichen die Gottesfahne in streitbaren Häuten hoch durch alle tiefen Ströme trugen. Einen Turm hatte die Kirche nicht, auch kein Geläut und keine Kanzel, aber einen Altar mit Messingleuchtern und einer schwarzen silbergestickten Decke. Auch waren die Bänke und Wände in gutem Zustand und keineswegs verwahrlost.

Man meinte, daß die Löfs für die Erhaltung der Schilfkirche heimlich viel Geld ausgäben. Denn es war nicht nur, daß manches Mädchen, das ihnen einmal lieb gewesen war, über diese Schwelle treten mußte, so hatten sie auch in ihrem ehrlich-unehrlichen Liebestraum oft den Gedanken gehegt, daß sie auch einst hier eine Schilfhehe eingehen würden. Solange aber ein Löf lebte, hatte er noch keine Schilfhehe geschlossen.

Es ist einer ganz andern Zeit, und zwar unsrer heutigen, aus schweren Nebelschwaden von Blut und Lüge sich langsam in einzelnen Stößen herausringenden Zeit vorbehalten geblieben, die tiefe, starke und rücksichtslose Moral dieser Schilfkirche anzuzweifeln. Den eisernen Pfarrherren von damals den Vorwurf zu machen, daß sie nur nach dem verlorenen Kranz des Mädchens schauten, während sie die verzwickte Lage schufen, daß die Löfsöhne vor den Altar der Dorfkirche treten konnten, während ein vielleicht unbescholtener Mann wegen seiner kranzlosen Braut in die Schilfkirche mußte.

Nikolaus Glüter war, was er zeigte. In seinem Wörterbuch fehlten die geläufigen Begriffe der meisten Menschen, genannt Kompromiß, gesellschaftliche Rücksicht, verschleierte Feigheit. Sonst hätte man meinen können, er wolle einem Zusammenstoß mit den Löfs aus dem Wege gehen. Aber er hat wohl nie in seinem ganzen Leben bei einem Entschlusse überlegt, ob dieser einen Zusammenstoß bewirken könne. Als Adolf Löff Hochzeit machte, war ein auswärtiger Gast dabei, der selber Theologiestudent war, der schrieb die Hochzeitspredigt mit, und sie war unverblümt und voll starker Wahrheiten, wie die Löfs sie gar nicht anders erwartet hatten, und in denen keine Sorge vor einem Zusammenstoß war. Sie fand aber in der Dorfkirche statt und nicht draußen im Schilf.

Es sind die Dinge, die sich wandeln mit den Zeiten. Auch Herr Glüter stand und fiel mit den Überzeugungen seiner Zeit und seiner Blickrichtung.

Der einzige Mensch im Dorf, der über ihn klagte und mit ihm unzufrieden war an jedem neuen Tag, war die Buschweckern, seine Wirtschafterin. Denn er lebte nicht wie einer der Männer, die eine Frau gern betreut. Er fand kein Lob für ihr Kochen, das sie in einem städtischen Dienst gelernt hatte, und oft fand sie des Morgens sein Bett unberührt. Sie war stolz, daß sie im Pfarrhaus Wirtschafterin war, wie der Halbbauer Blanß stolz darauf war, als er von des Pastors Knecht ein Pferd gekauft hatte und nun allen Leuten sagte, der Schimmel trüge den Kopf ganz anders wie die andern Pferde, weil er wisse, daß er ein Priestergaul wäre. Aber die Buschweckern klagte auch bitter, daß sie ebenso gut bei einem Zaunpfahl

in Dienst stehn könne, der merke das Gute, das man ihm antue, gerade so gut wie der Pastor. Sie war es auch, die es vermifste, daß sie sich über ihre irdischen Sorgen gar nicht bei ihm aussprechen könne, weder über die verwachsene Line, die es immer schwer haben werde, noch über die älteste Tochter, die gemeint hatte, einen wohlhabenden Kaufmann in Hamburg zu heiraten und nun in einer Schuldenwirtschaft drinsaf.

Weil Glüters ausgemergelter, fetsam zäher und bedürfnisloser Körper die Nachtruhe oftmals gar nicht brauchte, saf er in jener Nacht auch auf, als das unablässige Hundeheulen von den Moorgehöften heraufdrang. Er hatte es kaum acht, aber im Dorf saßen viele aufrecht in den Betten und sagten: „Da kann jemand nicht sterben.“ Auch die Buschweckern saf und zitterte am ganzen Leib. Ihr war das Sterben etwas Greulichs. Sie wartete auch darauf, daß es an die Haustür bummern und man ihren Herrn holen werde. Als dies nicht geschah, dachte sie: Es ist bloß oll Zoopsch, die stirbt. Da braucht Herr Pastor nicht hin. Das Jör von ihr soll sich bloß unterstehn und ihn holen wollen, die bring' ich von der Tür weg, daß sie genug hat. So 'ne olle Heze soll sich vom Teufel mit dem Besenstiel abholen lassen.

Mit der Zeit schliefen dann alle Aufgewachten wieder ein. Ob das Hundegebell aufhörte, oder der Schlaf trotz dem wiederkam, hätten die wenigsten sagen können. Die Winternacht war noch so lang.

Adolf Löff blieb im Haus der Toten, bis schon das späte Morgengrauen kam. Er fürchtete sich gar nicht, beim Fortgehn etwa gesehen zu werden. So fest ent-

schlossen war er, Ibe Brodersen zu heiraten. Ja, er war so fest entschlossen, wie noch nie ein Löff zum Eingehen einer unebenbürtigen Ehe gewesen war.

Es war über all sein bisheriges Erleben hinaus, was diese letzte Nacht ihm gebracht hatte. Das Sterben war es nicht, obwohl er noch nie jemand hatte sterben sehen und sich immer, wie jeder gesunde junge Mensch rechtschaffen davor gegraut hatte. Nun war gar nichts Schreckliches und Gruseliges dabei gewesen, und es hatte ihn gewundert, wie gut er die Tote ansehen und dann anfassen und zurechtlegen konnte, während Ibe noch immer glaubte, sie wolle jetzt so recht schön schlafen, und er doch schon langsam das Erkalten fühlte. Er handhabte mit der Leiche herum wie eine Totenfrau, drückte die etwas aufgegangenen Augen wieder zu, band ein Tüchlein um das Gesicht, damit der Unterkiefer nicht herunterfalle und der Mund halboffen bleibe. Er faltete die alten dünnen Hände und hatte immerfort ein gutes Gefühl dabei, als sei es seine eigne Großmutter, die er zur Ruhe bestatte, aber ein noch viel süßeres, daß er der kleinen Ibe in ihrer Verlassenheit beistehe und so recht ihr Leben mit dem seinen verbinde.

Ja, es gefiel ihm sogar besonders, daß sein Liebeserlebnis nicht wie sonst und überall mit Gefüssen und Geföfen anfangte, sondern ernst und still mit Tod und Sterben, und er hatte das dunkle, starke Empfinden, daß erst das Alte zu Grabe getragen werde, damit das Neue, Junge, Wunderbare aufblühe.

Ganz rührend fand er es, daß Ibe immer noch wie ein Kind dastand und alle Augenblicke sagte: „Laß sie doch,

du weckst sie ja auf —“ und wie er dann, als er alles gerichtet hatte, die kleine Lampe an das Kopfende bei der Toten stellte, Ibe an die Hand faßte und ihr sagte, daß Großmutter nicht bloß eingeschlafen sei, sondern daß sie nun gestorben wäre und nie wieder aufwachen werde.

Er war auch ganz entzückt, daß sie das so kindlich aufnahm, wie er meinte, daß kein Mädchen auf Erden so reizend dabei sein könne. Erst so ungläubig und ganz unwillig gegen ihn, was er nur für Zeugrede, und wie sie es dann begriff, so verzweifelt und ganz außer sich. Und wie es erst gar nicht gelingen wollte, sie zu trösten, bis sie sich in seinen Armen ausweinte.

Ja, es war ein unbeschreiblich großes Erlebnis für ihn, wie innerhalb dieser einen Nacht, genau wie aus einer kleinen Rosenknospe die Rose wird, aus einem Kind eine Mädchenblume erblüht, die sich wie aus Träumen erwachend, ganz zart ihm erschloß und nun ihm gehören sollte fürs Leben. Den Schutz und Hort, den sie bisher bei der alten toten Frau gehabt hatte, suchte sie jetzt bei ihm, war fest in seinen Arm geschmiegt, ließ sich mit einem süßen, hingebenden Lächeln von ihm küssen und streicheln und wollte nichts anderes als ihm gehören.

Er dachte, während er so mit ihr in der Totenkammer saß, wie wohl auf der ganzen Welt kein Verlöbniß so zart und rein geschlossen wäre, wie dieses. Er, der selbst aus so rauhem Geschlecht stammte, dessen Denkweise eher roh als weich war, empfand in der fast unirdischen Zartheit dieser Stunden einen Zauber, der jeden Sinnenrausch überflügelte. Mit verächtlichem Lächeln dachte er an die Mädchen, die er bisher geküßt hatte. Er fühlte sich

selber aus seiner Natur herausgehoben, zu einem reineren, edleren Leben bestimmt. Er war nicht der Gebende in dieser Stunde, er war der Dankbare, der niedrige Mensch, der in Staub gewandelt, jetzt vor seinem erlösenden Engel kniet.

Als es Morgen wurde und Ibe in den Stall mußte, um die Kuh zu füttern und zu melken und die Hühner herauszulassen, sagte er zu ihr, daß sie sich ganz still zu Hause halten solle, nicht auf die Straße gehn, auch keinen hereinlassen. Er würde am Vormittag noch einmal kommen, ihr in der Wirtschaft helfen, was ihr zu schwer wäre. Er würde auch alles ordnen wegen des Begräbnisses beim Pastor und was sonst nötig wäre. Wenn jemand durchaus ins Haus wolle, solle sie sagen, sie dürfe nicht aufmachen, Adolf Löff habe es verboten. Und wenn man dann fragen würde, was der zu verbieten habe, solle sie sagen, sie sei seine Braut.

Er redete das hin, wie es ihm selber nach und nach in den Sinn kam. Ein paarmal zuckte etwas leise in ihm, aber er trat es nieder und dachte: Ich will, was ich will, und alles ist beschlossen und abgetan, und wenn noch kein Löff festgestanden hat in dieser Sache, so bin ich der erste Löff, der es tut.

Sie sagte auch alles zu, was er von ihr verlangte. Ja, man sah ihr an, daß sie gar nicht anders konnte, als ihm blind gehorchen, denn er war jetzt ihr ein und alles, was sie hatte. Sie bekam wieder tränengefüllte Augen und einen bangen Ausdruck im kleinen Gesicht, weil sie nun so ganz allein bleiben sollte, alle diese langen

Stunden, mit der toten Großmutter, die jetzt so fern und streng dalag in ihrer unnahbaren Ruhe.

Dies Gesichtchen machte ihn nun wieder überglücklich. Er dachte: so etwas Schönes kann es auf der ganzen Welt nicht mehr geben, und das soll mir gehören. Welch Dummkopf wäre ich doch, wenn ich darauf verzichtete, weil Ibe Brodersen keine reiche Bauerntochter ist. Es ist doch nicht mit einer Liebelei getan, wie wir Löfs es bisher immer gemacht haben. Es wäre doch schön, sein ganzes Leben lang mit einer Frau zusammen zu sein, die man so lieb hat wie keinen andern Menschen. Alle alten Männer und Frauen bei uns sind eigentlich verdrießlich und trotz ihres Geldes unzufrieden. Da könnten wir beide zum ersten Male ein Paar sein, das noch mit grauen Haaren immer froh und vergnügt ist und jeden Morgen zu einem Glückstag aufwacht.

Mit diesen Gedanken nahm er Abschied und kam dann auf die Dorfstraße. Das Leben war schon im Gange, und man konnte die Morgenarbeit sehn, wie sie bei diesen kleinen Torfbauern getan wurde. Frühfahrt mistete den Kuhstall aus und warf den Dung auf den geringen Misthaufen, der einem Schulzensohn allerdings sehr kläglich vorkommen mußte. Er hielt inne und sah mit tellerrunden Augen auf den Löff, der aus der Kiste seiner Nachbarin kam. War's schon soweit, daß er sich nicht einmal vorsah und am hellen Tage von den Mädchen kam?

Es gingen auch draußen ein paar Leute, und die Tochter vom Schneider Wunderlich, die vorm Jahr sein Schatz gewesen war, holte Wasser vom Ziehbrunnen.

Die Blicke bedrängten ihn doch plötzlich, und es stießen Gedanken auf ihn ein, wie große Vögel mit spizen Schnäbeln.

— Es ist wohl wahr, sagten die Gedanken, daß ich machen kann, was ich will, und daß ich gar nicht nötig habe, eine Bauerntochter zu heiraten. Ich brauche mich an keine Gewohnheiten zu kehren, und was die Leute dazu sagen, kann mir so gleichgültig sein, wie es mir immer gewesen ist. Es ist auch schon öfter vorgekommen, wenn auch nicht in Löfeland. Aber das ist das mit der Großmutter. Daß ich mal oll Joopsch zu meiner Großmutter machen würde, hätte ich nicht gedacht.

Aber sie ist ja nun tot, sagten andre Gedanken wieder.

Ja, sie ist tot. Aber es war nicht recht, daß der Pastor nicht zu ihr geholt wurde. Sie ist nun ohne Abendmahl und ohne Segen gestorben, wie es bei den geringsten und lumpigsten Leuten im Dorf doch nicht vorkommt. Ich hätte ja auch daran denken können, aber von mir, der ich mitten aus dem Schlase geholt wurde und erst im letzten Augenblick dazu kam, ist es ja eigentlich nicht zu verlangen. Ibe konnte auch nichts dafür, sie ist so erzogen. Aber das ändert alles an der Tatsache nichts.

Er war unterdes immer weiter gegangen, und viele hatten ihn erstaunt angesehen. Sogar wer ihn im Schluchtenweg traf, mußte sich noch wundern, wo er um diese Stunde herkam. Er achtete viel mehr als er je getan hatte, auf die Leute, denen er begegnete, aber erwiderte ihre Morgengrüße nicht, sah finster und trozig geradeaus.

— Dieser Ruf in der Nacht war auch etwas Unnatürliches — dachte er dann. Es ist ja klar und hundert-

mal bewiesen, daß Ibes Großmutter eine Hexe war, besonders da sie auch ohne den Pastor gestorben ist. Sonst waren ja allerdings keine schrecklichen Zeichen.

Er mußte plötzlich wieder an Ibe denken, und wie er diese Nacht so rein und schön verbracht habe, und er dachte: Alles andere ist das nicht wert, was der kleine Engel für mich gilt. Aber oben in der Dorfstraße fing wieder das Drücken und Bohren und das Schnäbelstechen der unsichtbaren großen Vögel an.

Da sah er den Pfarrhof liegen, hinter dem Zaun, der im Sommer mit Sträuchern und Büschen vollkommen zugewachsen war. Er lag finster und eng wie eine alte Festung neben der Kirche, und ein Steinweg führte durch die Pforte bis an den Hauseingang.

Es fiel dem Burschen ein, daß er Ibe versprochen habe, die Sterbemeldung selbst abzustatten und alles, was sonst zu dem Begräbnis nötig war, und obwohl ihn jetzt diese Absicht etwas fremd berührte, wollte er sie doch auf jeden Fall ausführen.

Die Haustür war unverschlossen, denn Glüter hatte die Angewohnheit seiner Haushälterin, jeden Besucher zu empfangen und durchzusieben, abgeschafft, da er wollte, daß jedes Gemeindeglied freien Zutritt zu ihm habe. So gelangte Adolf Löff ohne Hindernis in das tiefe und niedrige Gemach, das gleich zur linken Hand lag und durch die kleinen Fenster in den dreimannsdicken Mauern nur spärliches Licht einließ.

Indessen war die Lampe schon gelöscht, das Zimmer aber noch keineswegs aufgeräumt, denn Nikolaus Glüter, der die ganze Nacht hier in tiefen Studien gesessen, hatte

es noch nicht verlassen gehabt, auch noch nicht nach dem Frühstück geschellt. Wie sich das hagere bleiche Mönchsgesicht dem Eintretenden zukehrte, empfand dieser seinen Auftrag nicht mehr so ungewöhnlich wie vorher, als er den Steingang zum Hause heraufgekommen war.

Er meldete den Tod der alten Joop ohne einen weiteren Zusatz.

„Sie starb, ohne nach Gottes Wort zu verlangen?“ fragte der Geistliche, es klang fast drohend. „Und Sie wollen um ein kirchliches Begräbniß einkommen?“

Adolfs Gesicht war fahl geworden. Er dachte: in welche Lage bringe ich mich?

Mit einem Male schien sogar dem weltabgewandten Prediger etwas aufzufallen.

„Du bist doch ein Löß, der Alteste, ich hab’ dich doch eingesegnet“, sagte er. „Wie meldest du den Tod der alten Joop an?“

Es kam eine kurze Pause.

Tausendfältiges stürmte durch Adolfs Hirn, schien den düstern Raum zu beleben, tausend Stimmen drangen auf ihn ein. —

Ihm war, er rudere mit den Ellenbogen. Er gewann Luft und Licht, überlaut klang jäh seine Stimme auf, mit der er sagte:

„Ich war in der Sterbenacht dort. Ich habe ihre Enkelin, Ibe Brodersen, zu meiner Braut gemacht.“

Glüter sagte nur, streng drohend wie vorher: „Und du hast mich nicht gerufen? Ihr, die ihr ein Brautpaar wart, habt nicht dafür gesorgt, daß die abfahrende Seele ihre letzte Zehrung erhielt?“

Adolf hörte die Frage, den herben Vorwurf gar nicht. Er sah stier geradeaus wie in ein schwarzes Loch, durch das er hindurch müsse. Mit derselben lauten, harten Stimme wie vorhin sagte er:

„Ich bitte darum, Herr Pastor, daß Sie mich und Ibe Brodersen am nächsten Sonntag von der Kanzel abkündigen. Ich bestelle hiermit das erste Aufgebot.“

Nikolaus Glüter stand auf, sein asketisches Gesicht flammte.

„Du bestellst euer Aufgebot! Ins irdische, leibliche Glück wollt ihr reisen, und die Seele eurer Großmutter habt ihr ohne Geleit ziehen lassen! Ich werde an ihrem Grabe predigen, ich werde sie in Gottes Hände legen, aber über euch, ihr Leichtfertigen und Trogigen, werde ich das Maß des Hornes ausschütten vor dem Traualtar.“

Adolf Löff hörte nur halb, was er sagte. Er konnte nur das eine mit den Gedanken aufnehmen, nur das eine empfinden, halb in trozigem Jubel, halb in sonderbarem, reinigem Schreck:

Ich habe das Aufgebot bestellt, nun gibt es kein Zurück.

* * *

In der weiten niedrigen Schulzenstube, rechts vom Flur, saß die breite mächtige Gestalt des alten Löff an dem gelben Schreibschrank, an dem er Scheine ausstellte, Verfügungen unterschrieb, stempelte und Maßnahmen traf. Er konnte von hier den Hof übersehn und jeden Kommenden.

Das Frühstück war seit Stunden vorbei, es durfte nie eins vom Hause, sei es von den Kindern, sei es vom Ge-

finde, dabei fehlen. Möchten die Söhne und Knechte mit ihren Nächten machen, was sie Lust hatten, der dämmernde Morgen hatte nichts mehr davon zu wissen. Weder der eine noch der andere hatte auch je gefehlt, bis auf den hentigen Morgen, an dem Adolfs Sitz leer geblieben war.

Bertram hatte mit tückischem Gesicht gegessen. Der einzige, dem er es nicht verbieten konnte, war ihm bei der Dirn vorbeigekommen. Das hätte sein können. Sie waren nicht nur leidenschaftlich in der Liebe, sie hatten auch einen Schuß Kultur im Leibe. Das Mädchen ist kein Knochen, um den sich zwei Hunde balgen. Das Vorrecht der Erstgeburt liegt im Blut. Also gut, du bist der einzige, dem ich sie lasse.

Das war's nicht. Aber wie die alte Hexe plötzlich in ihrer Kammer nach Adolf Löff kreischte, als er eben ins Fenster wollte, das hatte ihm was versetzt, der war also schon hier zu Hause, steckte jetzt sicher auch hier, und die Dirn, die Scheinheilige, tat immer noch vor ihm wie eine Unberührte, die nicht einmal wußte, was Küssen ist.

Dann hatte sie wohl mit Adolf gegessen und sich lustig über den Narren gemacht!

Das hatte in Bertram eingeschlagen. Das konnte er nicht klein kriegen. Es versetzte ihm den Atem und füllte ihn mit Groll. Er war sonst ein gutmütig leichtsinniger Bursch, aber wie er sich so die einzelnen Begegnungen mit der Dirn nachrechnete, da kochte ihm doch das Blut auf, wie sehr er sich von dieser Scheinheiligkeit und gespielten Sprödigkeit hatte nasführen lassen.

Wenn sie eine ehrliche Dirn gewesen wäre, hätte sie ihm doch sagen können: Bleib weg, ich hab's schon mit Adolf. Da hätte er in derselbigen Minute abgekappt und wäre nach Hause gegangen. In solchen Dingen brauchte man ihnen nichts mehr zu lehren, da wußten sie Bescheid. Aber es mit dem einen halten und vor dem andern die liebe Unschuld spielen, das ist dreckig.

Es dachte jeder am Tisch über Adolf sein Teil, Bertram das schlimmste, aber die andern auch nicht gut. Gusta brannten die Backen. Sie war, seit sie gestern die Joop in einem unzurechnungsfähigen Zustand gesehen hatte, vor verzweifelter Wut fast von Sinnen. Das Gefühl, nicht warten zu können, das Warten nicht zu vertragen, es als Beleidigung und Gift zu empfinden, hatte sich schon in sie eingefressen und verzerrte Gestalt angenommen. Wie sie vor der Morgensuppe saß, dachte sie, daß es eine Lust sein müsse, das Mädchen zu steinigen, für das Adolf allen Verstand zu verlieren schien.

Sie verlor ihn aber beinah selbst, sie fragte laut und rücksichtslos über den Tisch hin, ob jemand wisse, wo Adolf sein könne, daß er so alle Gütte vergäße.

„Schäm di wat“, sagte der Vater.

„Ja, Gusta“, stimmte die Mutter erstaunt und erregt zu. „Vatter hat recht: laß di wat schämen.“

„Da kann wer anders sich schämen —“ murmelte sie.

Als es bereits vollkommen hell war, sah der Alte den Sohn durch das Hoftor kommen.

Er regte sich nicht so leicht auf, der Schulze Löff. Aber jetzt wurde ihm plötzlich schwindlig am ganzen Körper und dann kalt. Da merkte er, wie sehr ihn diese Geschichte

von seinem ältesten Sohn mitnahm, daß der sich soweit gehn ließ, wie noch nie Gitta gewesen war. Denn jetzt konnte jede Dorfsumpe, die ihn gesehen hatte, über ihn schandieren, und der Pastor, wenn er das hörte, sagte es von der Kanzel, mit Namen und allem.

Er dachte nun, Adolf werde als armer Sünder seitwärts ins Haus gehn, sich bei Müttern verstecken und sich nicht so bald vor ihm sehen lassen. Aber kommt der Bengel quer über den Hof, auf die Haustür, geht herein, läßt die Schelle himmeln, und ehe er es ausdenken kann, ist schon die Tür aufgegangen, und der Sohn steht da.

„So —“ sagte der Schulz, wälzte den schweren Körper ein wenig in dem Armstuhl nach rechts herum und besieht sich den jungen Menschen. „Jetzt kommst.“

Adolf machte die Tür hinter sich zu, kam an den Schreibschrank heran und sagte: „Vater, ich muß mit dir reden.“

„Glaub, es ist besser, ich rede mit dir“, sagte der Alte. Seine Ruhe war majestätisch, furchterregend genug, aber Adolf machte einen Ansprung wie sein Rappe, wenn er über den Graben setzte.

„Es ist was anderes, was du denkst, Vater“, sagte er. „Ich hab' mich nicht rumgetrieben. Ich weiß, was ich mache. Ich bin eben beim Pastor gewesen.“

„Beim Pastor — du?“ Die majestätische Ruhe verging —

„Ja. Ich habe ihm den Tod von der alten — von einer alten Person gemeldet, und dann habe ich —“

Es war ein jähes Stocken im Satz, trotz des An-

sprungs. Er ging zurück, maß die Entfernung ab, sprang noch einmal an. Aber in seiner Stimme bebte es.

„Vater, fahr nicht gleich auf. Die Zeiten ändern sich. In andern Orten tun die Bauernsöhne schon lang sowas. Ich bin mündig, ich kann machen, was ich will. Wir brauchen nicht nach andern Leuten zu fragen.“ —

„Was willst eigentlich mit dem Gerede?“

„Du hast doch wissen wollen, was ich beim Pastor getan habe. Na, kurz und gut, ich habe das Aufgebot bestellt.“

„Welches Aufgebot?“

„Na, meins.“

„Deins, so. Mit wem denn? Mit Mine Dörbarts? Bist dahinter gekommen zwischen Schluß und Ruck?“

„Mit der nicht. Brauchst nicht nachzudenken, findest sie doch nicht. Ist keine Bauerntochter. Ist eine kleine Dirn, aber meine beste auf Erden. — Ibe Brodersen.“

„Wer ist Ibe Brodersen?“ sagte der Schulz mit unheimlicher Gelassenheit.

„Du nicht, als wenn du sie nicht kennst“, sagte der Cohn. Das Gesicht fing ihm an zu brennen.

„Ich kenn' ihr wohl“, sagte der Schulz. „Aber in diesem Zusammenhang kenn' ich ihr nicht.“

„Du wirst's müssen, Vater“, sagte Adolf. Seine Stimme wurde wärmer, dringender. „Vater, wir wollen mal diesen alten Dröhn beiseite lassen. Die Löfs brauchen doch nicht nach den Leuten zu fragen, die machen sich doch ihre Geseze selbst. Sag' auch, Vater, sind je bei uns die Ehen glücklich gewesen? Anständig wohl und pompös und prächtig nach außen. Aber eine Freude hat's drin

doch noch nie gegeben. Warum nicht? weil ihr alle geheiratet habt wie ihr mußtet, aber nicht, wie ihr wolltet. Laß mir doch meinen Willen in dieser Sache, Vater, ich tu dir auch deinen in allen andern Sachen. Stell' du dich vors Dorf und die Verwandtschaft hin und sag': Ich hab's nicht nötig, meinen Sohn nach Geld heiraten zu lassen. Hab' selbst genug. Er kann die nehmen, die er am liebsten mag. Sollst sehn, Vater, dann stehn sie alle stramm, weil du das sagst und keine Achtung vor ihrem Gerede hast. Du hast ein neues Gesetz gemacht, und jeder findet's gut. Und, Vater — Ibe wird dir selbst gefallen — bloß nicht zuviel!"

Der Sohn war vertraulich geworden wie noch nie. Er glaubte auch zu sehn, wie die steinerne Ruhe in den gewaltigen Fleischmassen des väterlichen Gesichtes wich und eine Art von Nührung drin aufstieg. Es kam sogar wie ein halbes Lächeln.

"Das Aufgebot hast schon besorgt?"

"Ja, Vater. Nicht um deinetwegen, um meinetwegen. Ich wollte, ich mußte —"

"Was sagt denn Herr Pastor?"

"Der schimpfte bloß, wegen — weil die Alte ohne ihn abgereist ist. Weiß nicht so genau, ich habe nicht hingehört. Sonst sagte er nichts dagegen, hat's ganz natürlich gefunden."

"Das glaub' ich von dem", sagte Schulze Löf. Nach einer Weile:

"Hör' mal, Adolf, hol' mir mal meinen Stock, meinen Hut und den grauen Schal, den Mutter mir gestrickt

hat. Sagst aber keinem Menschen was, verstanden? Bleibst hier auf dem Stuhl sitzen, bis ich wiederkomme.“

„Wo willst denn hin, Vater?“

„Werd's dir nachher sagen.“

Er brachte nichts mehr aus ihm heraus. Es dauerte lange, ehe der schwerfällige Alte gehbereit war. Dann sah er ihn wie eine mächtige pustende Maschine über den Hof schieben und hinaus. Wo, wo mochte er hingehn?

Der Schulzenhof schloß mit einem hohen Zaun ab, auch stand das Spritzenhaus und dann gleich die Blank'sche Scheune davor, so daß man einen Fortgehenden nicht weit mit den Augen verfolgen konnte. Adolf fragte sich, ob er nun zur Joopschen Käte gehn werde, oder am Ende zu Dörbarts, um das vorzubereiten, oder auch zum Pastor. Wer konnte wissen, was der Alte im Sinn hatte. Aber Adolf hielt sich strikt an den Befehl, die Stube nicht zu verlassen. Aus gewohntem Gehorsam, aber auch aus einer Art dumpfer Furcht, die ihm die Ungewißheit lieber machte, als dem Vater hinterherlaufen und ihm nachschauen.

Er glaubte indes, Hoffnung haben zu können. Er war auf einen ganz andern Empfang seiner Nachricht vorbereitet gewesen. Ja, um es gerade heraus zu sagen: es hatte ein geradezu wilder Mut dazu gehört, festen Schrittes mitten über den Hof zu kommen, in Vaters Stube hinein und von dem eigenmächtig bestellten Aufgebot zu sagen. Er mußte es wissen, wie es bei jedem Schritt an ihm gezwickt hatte, bis zur Haustür: Jetzt biege' ab, geh erst zur Mutter, kannst's ihm ja dann immer noch sagen. Es war schon ein Heldienstück gewesen.

Und dann der Vater so — wie sollte man sagen — beinah liebenswürdig. Das mußte doch die kleine Rede bewirkt haben, die er ihm gehalten hatte. Er wunderte sich ja selber noch, wie die Worte ihm nur so geflossen waren. Bekam ordentlich Hochachtung vor sich selber. Er versuchte, sich einzelne Sätze zurückzurufen, und dachte wieder und wieder: Das hast du fein gesagt. So ist's aber auch. Eine neue Zeit kommt. Aber daß Vater das so schnell begriffen hat, ist beinah sonderbar. Wenn da nur nicht —

Plötzliche Besorgnisse wollten kommen, er stieß sie hastig fort. Vater hatte sich noch nie im Leben verstellt. Wenn er etwas nicht wollte, das ließ er deutlich genug hören.

Dann glaubte er, seinen Augen nicht zu trauen, denn er sah den Vater schon wieder zurückkommen. War die Zeit denn wie ein Pfeil geflogen? Was bedeutete diese schnelle Rückkehr?

Er machte dem Alten die Stubentür auf. Pustend kam er herein, warf Hut und Stock ab, riß sich den Schal vom Halse. Es dauerte dann noch eine Weile, ehe er im Armstuhl wieder zu Atem kam.

„Fertig“, stieß er dann hervor.

Adolf wollte fragen, aber traute sich nicht. Das Wort konnte beides bedeuten. Doch war die gute Bedeutung glaubhafter. Endlich hatte der Alte sich soweit erholt, daß er zusammenhängend sprechen konnte.

„Allens in Ordnung, mien Söhn. Hast recht gemacht, daß du zuerst zu mir gekommen bist und nicht zu den Frauensmenschen. Wär' in selbiger Stunde schon im

ganzen Dorf rum. Jetzt bleibt's zwischen uns beiden und dem Pastor."

"Vater — was meinst —"

"Lat man, mien Göhn." Wieder arbeitete sich ein halbes Lächeln mühsam durch die schweren, unbeweglichen Züge. "Ich kenn' diese Geschichten. Wo du sitzt, hab' ich auch mal gegessen, bei meinem Vater in die Sturw! Das Herz ist mir gegangen: hopp, hopp, und ich hab' ihm auch so 'ne schöne Red' gehalten wie du mir. Hab' auch heilig dran geglaubt. Hab' ihm auch gesagt: die Bauertochter aus Langerwiese, was deine Mutter ist, die nehm' ich nicht. Ich weiß eine Bessere. Muß doch ein Familienzug sein, Jung. Weißt, wer die Dirn war, um die ich hier die Wand einrennen wollte? Na, heut will ich's dir sagen, kannst es gerade brauchen: Die Lise Zoop, die Tochter von der Mischen, die heut nacht abgefahren ist. Da hab' ich auch Augen gemacht wie 'n Teller. Vater, laß mir doch, was ich will. Wir Löfs brauchen doch nicht auf Geld sehn — weiß der Deubel, Jung, ich hab' vorhin beinah lachen gemußt. Als wenn du's von mir abgesehen hättest. Bloß das mit dem Aufgebot, so frech hab' ich's doch nicht gemacht. Das mag dann meinstwegen die neue Zeit sein, bei allem andern bleibt's beim alten. Wirst nachher grad so gut sagen, wie ich gesagt hab': War doch besser. Gleich gehört zu gleich. Von „Erdenglück“ heff'k oof klöhnt, grad as du. Na, lat man, dat giffst sik allens fixer as ein glöwt."

Adolf war kreidebleich geworden. Seine Kinnbacken knirschten aufeinander.

„Wo bist denn überhaupt gewesen?“ stieß er hervor.
„Etwa bei —“

Es tanzte ihm bunt vor den Augen. Wenn der Alte sich etwa unterstanden hatte und hatte seiner Ibe —

„Wo soll ich denn gewesen sein?“ sagte der Schulze.
„Beim Pastor bin ich gewesen. Mußte doch mal erst das Pferd wieder ausspannen, das mein Sohn da gesattelt hatte. Hab' dem Pastor bloß gesagt, das mit dem Aufgebot, das soll er man ja lassen. Und das hat er dann ja auch eingesehn, als ich ihm sagte, ob er vielleicht eine Trauung für die Schilfkirche ankündigen wollte.“

„Für die — — —“ sagte Adolf.

„Na, mien Jung,“ sagte der Alte und plinkerte gemüthlich, „wir wollen uns man nix vormachen, was? Das wirfst du deinem Vater wohl nicht erzählen wollen, daß du eine ganze schöne lange Winternacht mit einer lütten Dirn da bei einem toten Leichnam sitzt und euch bloß was erzählt oder aus'm Gesangbuch betet. Nee, sei man froh, daß ich dafür gesorgt habe, daß du nicht in der Schilfkirche Denkmal stehn mußt für deine eigne Gottsdämlichkeit. Der Pastor sagt ja: „Nun gerade sollen sie getraut werden. Was in die Schilfkirche gehört, soll 'rein.“ Ich hab's ihm man ganz schwer ausgedet. Das sind ein paar dumme Kinder, hab' ich gesagt, wo jedes seine Schacht haben soll, und die soll es kriegen. Aber zum Heiraten sind sie beide noch eine Hücke voll zu dumm. Verstehst mich, mit'n Schachtkriegen, das hab' ich bloß so für den Pastor gesagt. Und nun ist's fertig. Gered't wird nicht mehr davon. Und dann will ich bald die Sache mit Mine Dörbarts sehn, verstanden?“

Udolf stand aufrecht, steilgerade. „Vater, das eine muß ich aber sagen —“

„Ničs mußt du sagen, ničs, garničs. Mach mich nicht erst böś. Bis jetzt bin ich's noch nicht, kann's aber werden. Jetzt fertig, und ničs ist gewesen. Jetzt guck nach'n Vieh.“

* * *

Die Sache war aus. — Wegen der Schilffache den Vater anzugehn, hatte weniger Sinn als mit einem Stalleimer den See auszuschöpfen. Udolf begriff, daß da etwas geschehen sei, das sich nicht wieder zurechtbringen ließ. Es sah plötzlich alles anders aus. Es faßte ihn wie eine ruckhafte Erkenntnis. Er hätte es bei einem andern auch nicht geglaubt. Er hätte gegrinst, wenn etwa Bertram oder Hanne Dörbart ihm so etwas hätten erzählen wollen.

Es war ein hochsonderbares Gefühl für den jungen Menschen, der bisher unabhängig in den Tag hinein gelebt hatte. Es genügte also keineswegs, unschuldig zu sein und ein ganz besonderes Erlebnis in dieser Beziehung durchzumachen, man mußte auch noch dabei alle Leute zugucken lassen, oder man mußte das unschuldige Erlebnis genau so verstecken wie das schuldige, weil man niemand zumuten konnte, daran zu glauben, auf das bloße Wort oder grade auf die Offenheit hin.

Diese uralte Weisheit, daß die Unschuld auch den schlimmen Schein meiden muß, war für Udolf Löff etwas gänzlich Neues. Es verwirrte ihn und brachte sein gutes Gewissen in Zorn und Bitterkeit.

Also selbst wenn er Ibe hätte heiraten dürfen, würde er sie und sich selbst in Schande gestürzt haben, denn die

Schilfkirche wäre ihnen unter keinen Umständen erspart geblieben, und er war dann der erste Löf, der sie betrat. Sie hätten sich in irgendeiner Stadt trauen lassen können, aber das hätte die Sache nicht gebessert, weil jeder darüber geredet und gelacht hätte. Und das alles, obwohl es gar nicht einmal wahr war!

Er fing an, seinen Nachtbesuch grimmig zu bereuen, und dann kam er darauf, in Wut auf die alte Hege zu geraten, die ihn durch ihren Hegerspruch aus dem Schlaf geholt und hingezogen hatte. Daß er noch im tiefen Dunkel der Winterfrühe sich hätte fortschleichen können, übersah er dann.

Sein Empfinden für Ibe war zwiespältig geworden. Er hatte doch eine unbewusste Bewunderung für sich selbst gehabt, daß er so Ungewöhnliches für sie ohne weiteres unternehmen wollte. Was aber jetzt auf ihn niederhagelte, traf auch die zartesten Blüten, und er legte die Unannehmlichkeit ihr mit zur Last. Er hantierte unwirsch und roh in den Ställen, stieß mit dem Vieh herum und hatte aufgelaufene Adern im geröteten Gesicht, daß die Knechte ihm aus dem Wege gingen.

Er war dem Vater unwillkürlich dankbar, daß der die Geschichte möglichst geheim halten wollte und war froh, daß er nicht, wie die erste Zaghaftigkeit noch in ihm war, damit zu der Mutter gegangen war. Daß man ihn von Ibe hatte herauskommen sehen, rückte ihm jetzt schon etwas in den Hintergrund. Das war schließlich altes Löfrecht.

Er vergaß auch, daß er am Vormittag hatte zu Ibe gehen wollen, daß er das Begräbnis regeln wollte und sie ganz in seinen Schutz genommen hatte. Aber das war

nur unter dem Eindruck des aufschäumenden Bornes über die bittere Erfahrung, mit der er den ersten inneren Aufschwung seines Wesens bezahlen mußte. Wie der kurze Wintertag sank, wechselten plötzlich seine Empfindungen, Ibses süßes Kinderantlitz stand vor ihm in der Luft, es hatte tränengefüllte, große Augen, und seine junge Liebe reckte sich plötzlich wieder unter dem schäumenden, schmutzigen Gischte und schlug ihre weißen Flügel über ihm zusammen.

Sechstes Kapitel

Nun mußte Gusta Løj, wer ihrer Heirat im Wege stand, und es war ihr beinah lächerlich, daß sie das nicht schon längst gemerkt hatte. Jetzt stand auch das Versagen von Joopsch ihr klar vor Augen, und sie steigerte sich so in diese Auffassung, daß sie innerlich überzeugt war, die Joop sei in Wahrheit gar nicht tot, sondern es sei nur einer ihrer Hegenkniffe, um sich der Verantwortung zu entziehen, und sie spiele allen Leuten eine freche Teufelskomödie vor. Indessen gab sie den Kampf, Ibsen zu verderben, nicht etwa auf, sondern unternahm ihn jetzt erst recht. Die Joop war ja zum Glück nicht das einzige alte Weib in der Umgegend, das sich auf diese schwarzen Künste verstand. Im Dorf Haidekuhl, nach der Schneidewinder Seite wohnte noch so eine, die Wiete Witt, ein noch jüngeres, lediges und ansehnliches Frauenzimmer, das viel freundlicher und entgegenkommender sein sollte, als die Joop gewesen war. Es war ein Weg von etwa eineinhalb Stunden, den man heimlich zur dunklen

Zeit und zu Fuß machen mußte, freilich nicht über Moorland, also wenn nicht tiefer Schnee lag, jederzeit gangbar.

Unterdeß war oll Joopsch begraben. Es war ein jämmerliches Begräbniß gewesen. Die alte Frau, der man zu Lebzeiten aus Angst höflich begegnet war, erweckte im Tode keine Furcht mehr, denn der Glaube, daß sie gar nicht tot sei, war nur eine Privatsache der Löftochter. Daher fühlte sich fast niemand veranlaßt, mitzugehn.

Es war indessen nicht etwa so, daß der Sterbefall an sich die Löfeländer gleichgültig ließ. Im Gegenteil waren die meisten Frauen und Mädchen erschrocken und verstört von der Nachricht. Denn eigentlich konnte hier niemand ohne oll Joopsch auskommen. Wer sollte ihnen nun die Zukunft sagen und den Weg weisen? Soviele hatten noch Anliegen an sie, noch so viele wollten ihr Fragen stellen und ihren Rat einholen. Ach, als die Glocken um oll Joopsch gingen, da stand manch eine in der Ecke hinter dem Stall und weinte sich aus und hatte ein schweres Herz voller Sorgen und Angst in sich.

Aber hinter dem Sarge hergehn, bei so einer, das war nicht zu machen. Es war doch keine aus der Verwandtschaft und Freundschaft oder aus solchem Geschlecht, daß es eine Ehre ist, dem Sarg zu folgen. Man hätte sich auch vor den andern geschämt, als hätte man soviel mit ihr zu tun gehabt. Es waren nur ein paar alte kröpelige Weiber aus der Torfbauernecke, die noch mit der Joop auf der Schulbank gesessen hatten und dann ein alter halbblöder Krückstaken, der ehemalige Schäferknecht Kolomann Präffe, der in ferner Jugendzeit sie einmal gern geheiratet hätte, und dem jetzt wohl blizartig ein Stück vergessene, blühende

Jugend wieder auftauchte. Das war das ganze Gefolge. — Küster Zahn hatte auch geglaubt, er brauche hinter diesem Sarge mit den Schulkindern nicht herzugehen, aber der Pastor hatte geschickt, er solle die schönsten und längsten Lieder hinter dem Sarg singen lassen, auf dem Hinmarsch die fünfzehn Verse von: Nun laßt uns den Leib begraben, am Grabe selbst die sieben von: Christus, der ist mein Leben, und beim Abmarsch: Mitten in dem Tod ansieht uns der Hölle Rachen. Denn er wolle diese arme Seele, die durch andrer Schuld um ihre letzte Wegzehrung gekommen sei, um so dringender in Gottes Arme legen.

Es war ein schöner Wintertag, auf der Schneedecke glitzerte die Sonne. Der kleine Trauerzug mußte den Schluchtenweg herauf, denn damals begruben sie noch um die alte Kirche her. Überall hinter den Fenstern lugten verstoßen die Gesichter, oft drei, vier Köpfe übereinander. Es war wohl kein Fenster ganz leer. Aber Spottworte und häßliche Ausdrückebrauchten höchstens ein paar Mannsleute, die jungen und alten Weiber konnten sich das Weinen kaum verbeißen. Die Glocken gingen mit mächtigen Schlägen, als würde einer der Großen von Löfeland zu Grabe getragen.

Ibe hat in ihrem Kindersinn nicht anders gemeint, als Adolf Löf werde kommen und sie stützen und schützen. Er war auch gestern abend hier gewesen, immer in der Dunkelheit gekommen und gegangen, hatte sie im Arm gehalten und ihr bei allem geholfen, so daß sie sich gänzlich geborgen bei ihm fühlte. Dann hatte er ihr gesagt, er müsse morgen übers Moor nach Rastorf reiten wegen

einer Stute, aber er werde sehen, zur rechten Zeit zurück zu sein. Als er nun nicht da war, wie schon die Glocken gingen und der Pastor kam und die Schulkinder vor dem Stubenfenster auf dem Hof standen, ergab sie sich darein, obwohl ihr die Augen weh taten von dem vielen Ausgucken nach ihm. Und weil sie nicht allein zwischen den beiden alten Frauen und dem Krückstaken gehn wollte, nahm sie ihr Gesangbuch und stellte sich mit unter die Schulkinder, wie sie noch vor kurzem auch immer die Leichen zu Grabe gesungen hatte.

Als Nikolaus Glüter sie dort stehen sah, dachte er, daß der Schulz doch wohl recht gehabt habe, und daß ihr nicht die Schilfkirche gehöre, sondern eine Tracht Schläge. Aber die wollte er ihr lieber selber geben, damit der Schulz sie ihr nicht gäbe, denn der schläge wohl gleich allzu grob zu, und sie war doch nur ein zartes Dinglein und stand nun ganz allein in der Welt.

Jeder an den Fenstern sah, daß hinter dem Sarg der alten Joop nur Fremde gingen und die einzige Angehörige mit den Schulkindern vor dem Sarge herzog. Und es lagen keine Kränze und Blumen auf dem Sarg, nur eine Handvoll abgeschnittner Goldlack, Teerosen und bunte Wicken. Das ging dann mancher Frau durchs Herz, daß sie wohl hätte am Abend vorher einen Tannenkranz flechten und heimlich an die Haustür stellen können, damit niemand merkte, wer es gewesen war.

Da ging nun oll Joopsch hin, die so Vielen viel gewesen war. Und die Glocken gingen, und die Schulkinder sangen so hell und laut und der Pastor schritt hinterdrein im vollen Ornat.

Die Seele lebt ohn alle Klag,
Der Leib schläft bis zum Jüngsten Tag,
Wenn alle Welt durch Feuer zerbricht,
Und Gott wird halten sein Gericht.

Der Gesang verklang, die Glocken tönten schwer und mächtig weiter, es war, als stürmten sie für oll Joopich den steilen Weg zur Himmelstür frei.

Am offnen Grabe aber hielt Nikolaus Glüter eine Predigt, wie sie eine der gewaltigsten war, die je im Land gehalten worden sind, hielt sie vor dem Sarg eines alten Weibes, das für eine Hege angesehen war, vor zwei alten Frauen, einem halbblöden Schäfer und der Schule. Der Küster Zahn aber hat von dieser Predigt noch auf seinem Sterbebett gesprochen. Glüter rief an Gottes Erbarmen und seine offnen Arme für eine arme Seele, und er stürmte den Himmelsweg, den die Glockenklänge frei gemacht hatten, die Seele der verstorbenen Sünderin auf ausgebreiteten Armen tragend, hinan zum Thor über den Wolken. Es hat auch durch die Schulkinder geschauert, und manches hat im grauen Haar noch von dieser Grabrede zu den eignen Enkeln gesprochen und gesagt, wenn solche auch nur an ihrem Grab gehalten würde, aber so könne heute kein Pastor mehr predigen.

Als der Schlußgesang der Kinder verklang, und unter Glockengeläut die kleine Schar den Kirchhof verließ, und das alte Lied ertönte, das da weitergeht:

Wer will uns aus solcher Noth
frei und ledig machen —

Kam Glüter an die Kinderschar, faßte nach der Hand von Ibe Brodersen und zog sie zu sich. Mit ihr, Hand in

Hand, verließ er den stillen Platz unter den dicken Pappeln.

„Du kommst jetzt mal mit mir, Ibe“, sagte er.

Hinter ihnen verklangen die singenden Stimmen.

„Laß uns nicht entfallen

Von des rechten Glaubens Trost,

Arie eleison.“

Die Glocken schwingen aus, als sie miteinander in das hohe, enge, düstre Pfarrhaus traten.

* = *

Nikolaus Glüter legte den Chorrock ab und die schwarze geistliche Kappe. Er hatte den hochgeknöpften Lutherrock an, Ibe Brodersen stand bescheiden an der Schwelle. Er ging zum Stochständer und holte einen leichten Haselstock. Setzte sich und legte den Rock über sein Knie.

„Komm her, Ibe Brodersen.“

— „Wer war bei dir in der Nacht, als deine Großmutter starb?“

„Adolf Löf, Herr Pastor.“

„Wer hat ihn geholt? Oder kam er von selbst?“

„Großmutter rief laut seinen Namen. Da ist das Gesicht des Bösen am Fenster verschwunden, und der Gute kam durch die Tür.“

„Wer war das beides?“ Glüters Stimme war streng. „Ich will keine Phantasien und Hirngespinnste vorgezeigt bekommen. Du stehst vor Gericht, Ibe Brodersen.“

Sie sah ein wenig bang drein, verstand ihn nicht ganz, antwortete eilig und gehorsam:

„Bertram Löff war der Böse, und Adolf Löff war der Gute.“

„Bertram? Wie kommt der noch da hinein? Was wollte er von dir?“

„Ich weiß ja nicht! So was Ekkliges. Ich habe Angst gehabt. Ich habe zugeriegelt, da wollte er durchs Fenster. Da hat Großmudding so laut gerufen: Adolf Löff! Adolf Löff!“

„Was hat Adolf Löff von dir gewollt?“

„Er beschützt mich doch“, sagte Ibe.

„Vor Bertram?“

„Vor allem und der ganzen Welt.“

„Hat er dich geküßt?“

„Ja, Herr Pastorhr. Das war so schön. Das war noch schöner als das Abendmahl.“

Glüters Blick wurde grabesfinster.

„Du weißt, was einem Mädchen gebührt, das sich von einem Mann küssen läßt? Zumal, o äußerste Verworfenheit — in einem Sterbehaus?“

Das Mädchen sah den erhobenen Stock. Die Großmutter hatte es auch manchmal geschlagen, auch Herr Zahn. Ohne das ging es nicht ab. Sie hatte auch nicht immer gewußt, warum sie die Schläge bekam. Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, zitterte und begann leise zu weinen, schon ehe der erste Schlag fiel.

Der Pastor wollte zuschlagen, ihn hinderte etwas, er hielt inne und sagte barsch:

„Sieh mich an.“

Er nahm sie eine kurze Weile unter seinen Blick, dann warf er den Stock weg und sagte:

„Das ist, als wenn man ein kleines Kind schlägt. Du bist noch unschuldig, du weißt nicht, was du getan hast.“

Er faßte plötzlich ihre beiden Hände, zog sie zu sich heran.

„Dich müssen Gottes Engel schützen“, sagte er.

„Du selbst kannst dich nicht schützen, und in Löfeland gehn die Wölfe um, die nicht nach Gottes Willen fragen.“ —

*

■

*

Auf einem künstlerischen Gemälde kann es sich wunderbar schön ausnehmen:

Ein nasser Feldweg, mit tief eingefahrenen Geleisen, wildes Riedgras an den Rändern entlang. Sturmgepeitschte kahle Weiden und Ebereschen. Der Himmel voll schwerer Wolken. Sinkende Dunkelheit. Kahle Felder rechts und links, Krähen im Winde treibend. Ferne Dorfhütten, auftauchend aus dem dunklen Grau.

Es kann einem angenehm durchrieseln, vor solchem gut gemalten Bilde zu stehn, selbst mit trockner Kleidung, unbeschwert und ohne die feuchende Mühe, die es kosten würde, auf diesem Wege zu gehn, ankämpfend gegen Wind und Wetter, ohne Schutz und Begleitung und mit der Aussicht, in einer Stunde denselben Weg zurückzugehen.

Gusta Löf war in dieser Lage. Es zwang sie zwar niemand und nichts, diesen mühseligen Gang zu machen, als allein ihr eigener unbändiger Wille. Sie war um fünf Uhr fortgegangen, als bereits die Dunkelheit da war und hatte der Mutter gesagt, sie wolle zu Mine Dörbart gehn, ihr beim Weben helfen und den Abend über dort

bleiben. Einen andern Vorwand fand sie nicht, obwohl dieser ungeschickt und leicht zu entdecken war. Aber eine Löstochter verstand sich nicht auf das Lügen. Sie waren meist zu stolz und hochfahrend dazu, diese Frauen, und wenn sie es einmal brauchen mußten, verschmähten sie das lange Nachgrübeln und nahmen, was ihnen zuerst in den Sinn kam. Bei einer Entdeckung standen sie dann trotzig zu dem Gesagten, gaben ohne schwächliches Ausreden sogleich zu, gelogen zu haben und nannten dann auch die Gründe, die meisthin von der Familie anerkannt werden mußten, denn sie waren aus ihrem eignen Gedankenkreis heraus geboren.

Den Weg nach dem Dorfe Haidekuhl, das eigentlich nur ein armes Hümplein Ausgebautes war, die zum Theil auf den Gütern und sogar nach Löfeland tagelöhnern kamen, lag gut an die anderthalb Wegstunden entfernt. Gusta rechnete, daß sie mit dem neunten Schlag der Turmuhr wieder zu Hause sein könne. Aber es kostete Kräfte und schaffte nasses Zeug.

Der Schnee war vergangen, der tiefe Sandweg im ganzen trocken, indessen fiel es feucht, und der nasse Wind schauerte einem bis auf die Haut.

Es war kein gewohntes Gehen für die Löstochter, die es kannte, daß bei jedem Besuch in einem andern Ort oder einer Besorgung die Pferde aus dem Stall kamen, und daß sie im nassesten Wetter mit Zeugshuhen die väterliche Schwelle verlassen und sie ebenso trocken wieder betreten konnte. Diese Ungewohntheit steigerte die Mühsal vom ersten Schritt an.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Gusta unterwegs, vom Wind gezaust und gehemmt, vor der Länge des noch vor ihr liegenden Weges erschrocken, von der grauen Einsamkeit um sich her bis ins Mark geschüttelt, stehen blieb und sich sagte, daß sie zuviel Mühe, Gedanken und Qual an eine unwerthe Sache setze. Dies alles hätte gelohnt, wenn es ihr etwa darum gegangen wäre, die Buhle ihres Liebsten unschädlich zu machen und somit zu handeln, wie hunderttausend Mädchen vor ihr und nach ihr gehandelt haben. Aber schon im unwillkürlichen Zusammenraffen und Weitergehen dachte sie wieder anders.

Die Worte ihrer Mutter fielen ihr auch wieder ein. Es handelte sich bei den Löfffrauen nicht wie bei den übrigen Mädchen um Liebesglück und Liebesfragen, sondern um ihre Macht und ihre Stellung vor den Leuten. Und ebensogut, wie sie nicht warten konnte, bis ihre Sehnen die Straffheit verloren und ihre Willenskraft mürbe war, ebenso mußte sie jetzt die großen Anstrengungen auf sich nehmen, damit der Weg frei wurde und sie aus dem Hause konnte.

Sie wußte, daß sie weiter mußte und diese Sache, die schon einmal mißglückt war, zu Ende führen. Aber es war auf diesem anstrengenden Gange nicht möglich, jeden neuen Schwächeanfall zu vermeiden. Es waren Kobolde in der Luft um sie her, die kannte sie aus ihren unruhigen Nächten, wenn sie auf der Bettkante hockten und ihr schale Weisheiten zutuschelten, die etwas sein sollten und nichts waren. Diese falschen Weisheiten umflogen sie jetzt wieder und lockten sie, den schrecklichen Gang aufzugeben,

umzukehren und ihre Heirat zu Hause durchzusetzen, eine Stellvertreterin zu schaffen und sie den Eltern aufzureden. Es gab auch in der weiteren und ärmeren Verwandtschaft Mädchen und Frauen genug für dies Amt. Aber sie scheuchte diese flattrige Weisheit fort. Sie mochte für tausend Häuser gut sein, für das Schulzenhaus von Löseland war sie ein Gelächter. Sie war der Art der Löss so fremd, als wolle sie raten, eine Mauer mit einer Haselgerte einzuschlagen.

Und da alle diese Angriffe unterwegs aufgefangen und niedergeworfen wurden, gewann Gusta eine innere Stärke, die ihr vom feuchten und von dem Marsche glühenden Gesicht leuchtete, als sie die niedrige Stube betrat, in der Wiete Witt wohnte.

Hier stand kein Goldlack an den Fenstern, es war eine kahle Tagelöhnerstube und der Vater von der Wiete saß am Ofen und schälte Kartoffeln. Die Witt galt auch nicht als Hege, obwohl sie auch Krankheiten besprach, allerlei Zaubermittel wußte und die Zukunft kannte.

Der alte Mann, als er die Löstochter erkannte, stand ehrfurchtsvoll auf und sagte, er wolle seine Tochter aus der Küche holen, wo sie die Bratkartoffeln machte. Er blieb draußen und die Wiete kam herein. Es war nichts hegenhaftes an ihr, sie sah städtisch aus und hatte ein sichres und gewandtes Wesen.

„Der Weg war weit für das Fräulein“, sagte sie.
„Ich kann mir schon denken, daß es etwas Wichtiges ist.“

„Ich will nicht, daß jemand weiß, daß ich herkam“, sagte Gusta herrisch.

„Mein Vater redet mit kein' Menschen“, sagte Wiete Witt. „Er weiß, wenn er das tut, daß ihn das Haus und Eigentum kostet. Ich bin, die zu sagen hat.“

Sie sah kalt und hart drein bei diesen Worten. In einer jähen Aufwallung hatte Gusta eine Sehnsucht nach dem dünnen, vermurkelten Gesicht der alten Zoop. Aber sie strich es von sich ab und als eine Lächerlichkeit.

Sie setzten sich an den Tisch. Eine Hängelampe mit blechernem Schirm brannte. Gusta sagte kurz und ohne unnötige Worte ihr Anliegen. Sie erwähnte auch, daß es sich um die Enkelin der Zoop handle, ohne daß sie dieses damals gewußt habe, und daß dies Mißlingen auf die Schliche der Alten zurückzuführen sei, die ihr heimlich entgegengearbeitet habe.

„Wenn das Fräulein auf dem Bild das Herz getroffen hat, so hätte das Mädchen sterben müssen. Das hat die Zoop auf sich abgeleitet“, sagte Wiete Witt.

Gusta Löff starrte sie aus großen Augen an.

„Mit Absicht —?“

„Ganz gewiß. Diese Sache ist verloren.“

„Haben Sie denn nicht auch solche Bilder?“

Wiete Witt sah unbeweglich aus. „Zweimal dasselbe in derselben Sache geht nicht.“

Gusta Löff wurde von fliegender Hitze überschüttet. „Jetzt gibts nichts mehr“, stieß sie atemlos hervor. Es flog ihr durch den Sinn: — alles umsonst —

„Es gibt noch manches“, sagte die Witt gelassen. Sie stand auf, ging an ein Wandschränkchen, entnahm ihm eine Schachtel mit Pulvern, ein Licht und ein schwarzes Buch, legte alles vor sich hin, ließ dann Gusta mit einer

Nadel in das rasch geöffnete und dann wieder geschlossene Buch stechen und legte es, ohne hinein zu blicken wieder in den Schrank. Dann zündete sie das Licht an und ließ Gusta die linke Hand darüber halten, so daß ihr fast die Handfläche ansengte, doch ließ die Löstochter sich den Schmerz nicht anmerken. Unterdes hatte die Zauberin einen Teil des Pulvers in eine Glasbüchse geschüttet und befahl Gusta, dies solange in der erhigten Handfläche zu halten, bis diese gänzlich abgekühlt sei.

Dabei schlug sie das Kreuz darüber und murmelte die übliche Beschwörungsformel, die man auch in Löseland kannte.

„Ich böte, ich böte die Büchse durch Feuersglut
Im Namen Jesu Christi mit seinen fünf Wunden rot.
Daß die Liebeskrankheit geht und nicht zurückkehrt,
Ehe Mutter Maria ihren andern Sohn gebärt.“

Dann löschte Wiete Witt das Licht aus, spuckte dreimal auf die Glasbüchse, gab sie Gusta und sagte: „Das soll das Fräulein dem Bruder ins Glas schütten oder in die Suppe tun, dann wird der Böse, der ihm die falsche Liebe eingegeben hat, ausfahren beim nächsten Vollmond. Aber Fräulein muß es bei abnehmendem Mond tun und eine Stunde vorher und eine nachher kein Wort sprechen. Laß Fräulein es nicht mißlingen. Zweimal Mißlingen schafft den gelben Saft ins Blut. Beim dritten Male kostet's ein Menschenleben, aber keins, wo schon mal ein Stich vorbeigegangen ist.“

Gusta Lof ließ zwei Goldstücke auf den Tisch gleiten, dankte, zog das Kopftuch, das ihr halbes Gesicht beschattete, fest zusammen und ging. Von der Haustür aus

leuchtete ihr die Witt mit einer Stalllaterne, die an einem Haken im lehmgestampften Flur gehangen hatte. Aber der Schein wurde bald von der Dunkelheit verschlungen.

Das Pflaster des Dörfchens Haidekuhl, wenn man die paar versandeten Steine so nennen wollte, war ungleich und ging in beständigem Auf und Ab. Nasse und schlammige Pfützen standen dazwischen. Gusta war froh, als sie das freie Feld erreichte. Es schien, als habe der Wind sich verstärkt, aber sie hatte ihn jetzt im Rücken.

Sie fühlte merkwürdig nüchtern, ja, sollte man sagen: ungläubig und ärgerlich. Es war vollkommen anders gewesen, als wenn sie sonst von oll Joopsch gekommen war. Da war von Zweifeln kein Schimmer gewesen. Diesmal saß ihr das Empfinden im Nacken, die Wiete Witt habe nur einen Hokusfokus getrieben, um Geld zu verdienen, und glaube selber nicht daran.

Schon während der geheimnisvollen Hantierung hatte Gusta dies merkwürdige kältende Gefühl gehabt. Es schien ihr alles wie ein dummes Kinderspiel. Es war etwas Trocknes daran, etwas Gemachtes, als ahme die Wiete nur die Zeichen und Sprüche der wirklichen alten Hexen nach.

Bei Joopsch, da war das alles ein Fluß und ein Guß gewesen. Da mußte es grade so sein und kein bißchen anders. Gusta dachte noch daran, wie sie sie gequält hatte um das Bild, und wie sie nicht gewollt hatte, jetzt mußte man ja auch, warum nicht, und doch schließlich gemußt. Aber bei Wiete Witt war alles Firlefanz.

Wieder sausten die Pappeln, Weiden und die schwanken Ebereschen an ihrer Seite, und ins Unendliche dehnten sich die schwarzgrauen Felder. Krähengekrächz kante durch den Wind. Gusta war in großer Angst. — Wie konnte sie solche Gedanken haben? Damit zerstörte sie ja den Zauber und zog die Folgen auf sich herab — — Aber sie konnte sich nicht in den Glauben an diese Dinge zurückzwingen. Ihr war, als habe sie eben die dümmste Dummheit ihres Lebens gemacht, und jeder knarrende alte Weidenbaum am Wege erzählte ihren lächerlichen Gang hier durch Wetter und Dunkel und verspottete sie —

* * *

Ibe Brodersen hatte Geld.

Der Schulz war bei ihr gewesen, denn er hatte, da kein anderer dafür in Betracht kam, die Vormundschaft übernommen. Er hatte es so eingerichtet, daß er nicht etwa Adolf bei ihr überraschte. In diesen Dingen war er weitherzig und duldsam, bis zu einem bestimmten Punkt, und der hieß Hochzeit. Von da ab hatte nichts mehr vorzukommen, daher ließ er vorher die Zügel für seine Söhne lose genug.

Er machte es so deutlich und umständlich mit seinem Kommen, verlegte es auf den hellen Vormittag und schickte zum übrigen noch Line Buschweker zum Anmelden, daß es ganz ausgeschlossen war, dort in unangenehme Lage zu kommen.

Ibe war ängstlich und aufgeregt, seit Line ihr durch den oberen offenen Teil der Haustür hineingerufen hatte: „De Schult kümmt to di. In 'ne half Stunn is hei hier.“

Adolf hatte ihr lezthm vor seinem Vater angst gemacht.

Er kam alle Abend und saß ein Stündchen bei ihr im Dunkeln oder zwei. Den ganzen Tag wartete sie auf dieses Stündchen. Sie hatte sonst nichts im Leben. Ihr war immer noch so bang im Alleinsein, und die Geige hatte sie sich noch nicht anzufassen getraut. Es war wieder Schnee gefallen, und Großmutter's Grab lag tief verschneit. Nun hatte sie nur das Vieh, das nach ihr verlangte und für das sie kochen mußte, und das kleine Haus. Da machte sie sich dann daran und fegte und scheuerte und putzte die Stube und die Küche und dachte immerfort dabei, daß es für Adolf wäre. Da konnte nichts fein und rein genug sein, auch wenn er im Dunkeln gar nichts davon sah.

Sie war nicht mehr Kind und war es in vielen Dingen doch noch. In allen Dingen, die Zukunft hießen. Sie dachte nicht daran, in Kranz und Schleier mit Adolf zur Kirche zu gehn und dann als Schwiegertochter in den Schulzenhof zu ziehn und später Schulzin zu werden. Davon kam ihr nichts in den Sinn. Sie lebte wie ein kleiner Vogel, aber nicht wie ein vernünftiges und denkbegabtes Mädchen. Sie sann nur, wie der Tag herumging, an dem sie so allein war, und er kam, daß sie in seine Arme kriechen, seine Küsse fühlen, seine Stimme hören und seinen starken dumpfen Herzschlag spüren konnte.

Wenn ihr ganzes Leben so weiter gegangen wäre, so Tag um Tag, und sie groß und erwachsen und alt und grau dabei geworden wäre, hätte es sie kaum gewundert.

Aber Adolf sprach immer wieder von den Dingen zu ihr, an die sie selber gar nicht dachte. Er konnte sich das

freilich nicht vorstellen, daß man schon so süß lieben und dabei noch so dumm sein kann vor lauter Verträumtheit. Er sprach von schweren Dingen zu ihr, sagte, sie verwehreten ihm die Heirat, sie wären alle gegen ihn und der Vater besonders. Er sagte das so oft, daß Ibe sich anfang, vor dem Schulzen zu fürchten, wie Kinder vor einem Ungeheuer.

Aber — sagte Adolf — sie kriegten ihn nicht von ihr weg. Und wenn niemand auf Erden mehr treu sei, so werde er der Erste und der Letzte sein. Eines Tages werde er durch seine unbeugsame Ausdauer alle mürrisch machen, und sie sollten selbst kommen und Ibe bitten, in ihr Haus zu kommen.

Er meinte und glaubte jedes Wort, das er sagte. Was ihn auch quälte, in diesen Abendstunden verging alles. Er wartete auf diese Stunde nicht weniger als sie, das ganze Tagesdasein zog ihm wie in Nebeln vorüber, er redete nicht, dachte nicht, sah keinen an, wußte nicht, was er aß — bis der Abend kam. Seine Liebe war ihm heilig, und grade um der zarten Reinheit war er unlöslich, für Zeit und Ewigkeit mit seiner kleinen Dirn verbunden.

Einmal nannte er sie: Traumengel. Er sprach es plattdeutsch aus: lütten Droomengel. Er empfand auch das Unwirkliche und Erdferne an ihr, aber seine grobe Natur konnte dieser Linie nicht so weit ins Traumland hineinfolgen, wie sie wirklich lief. Er dachte doch immer noch, sie müsse, wie jedes Mädchen an Hochzeit und Ehestand denken. Und darum fing er immer wieder von den Seinen an, vom Vater besonders, und Ibe ängstigte sich immer und kroch tief in seine Arme und an seine Brust.

Er mußte über sie lachen, wie sie rief: „Nicht herkommen, laß sie nicht herkommen!“ als er ihr gesagt hatte, sie würden einst noch kommen, sie zu bitten, eine Löf zu werden. Er deckte ihr seine breite Taze übers kleine Gesicht und sagte: „Du brauchst doch keine Angst zu haben, lüüt Ibe. Ich laß dir doch nichts geschehn.“

Wenn sie das hörte, dann war alle Angst auch wieder weg.

Aber nun war er nicht da, und der Schulz, der furchtbare große hohe Mann wollte zu ihr kommen.

Ach, sie hätte Line nachlaufen mögen, sie um den Hals fassen und sie bitten: Laß ihn doch nicht kommen! Ach, sag, daß er nicht kommen soll, ich schenk dir auch meine silberne Kette! Aber zuerst war ihr vor Schreck die Sprache verschlagen, und dann war Line schon weit weg.

Nun lief sie ängstlich hin und her, und pußte und rückte, und dann saß sie in der Kammer auf dem Bett und weinte vor Angst. Indessen kam der Schulz schon auf den Fröhfahrtschen Hof zu.

Nun machte sie ihm die Thür auf und stand da wie ein kleiner unbefiederter Vogel, der vor Angst zitterte.

Löf schob sich an seinem Stock herein, er behielt die Mütze auf dem Kopf, sah sie unter seinen buschigen Brauen an und sagte mit seiner ständig heiseren, für seinen Umfang etwas zu hohen Stimme: „Na, was machst hier so allein, Ibe Zoop?“

Sie sagte mit artiger Angstlichkeit:

„Ich mache das Vieh und die Ställe und die Stube, und gieß die Blumen.“

Er stieß ein kurzes heiseres Lachen aus. „Und abends um sieben kriechst ins Bett und machst eia popeia.“

„Nein — —“ sagte sie ängstlich.

Sie meinte es wahrheitsgemäß, sie hätte ihm in ihrer unwahrscheinlichen Dummheit auch gesagt, daß Adolf doch immer käme, sie dachte aus dessen Reden ja auch, daß der Alte das wisse, aber er glaubte natürlich, sie wolle das Eia Popeia ableugnen, was ja auch zum Ableugnen da ist.

„Du —“ sagte er in rauhem Scherz und hob drohend den Krückstock ein wenig, „ich helf dir nachher nicht, wenn hier was quäkt —“

Unterdes war er in die Stube gekommen, sah auf den ersten Blick das Bild von Lise Joop, der späteren Brodersen, neben dem Männerbild auf der Kommode stehen. Ja — so hatte sie ausgesehn —

Er ließ sich schwer pustend auf einen Brettstuhl fallen. Sah noch einmal nach dem Bild hinüber.

— War eine kleine spröde Krott, ist mir durch die Lappen gegangen. Sie sind doch nicht so billig zu haben, die Joops —

Er musterte die kleine bange Dirn vor ihm. Ein Kind ist's ja noch. Die weiß noch nichts vom Quäken, wie es scheint, quäkt ja selber noch. Aber die geht nicht durch. Ihre Mutter war fixer, gescheiter. Adolf ist doch ein Döskopp. Grüne Appel schmecken ganz schön, aber zu grün dürfen sie doch nicht sein, dann sind sie sauer —

„Also, Dirn, ich bin dein Vormund, verstanden? Ich hab' jetzt allein über dich zu sagen. Wenn dir einer was tun will, kommt zu mir. Und nun sag' mir mal, wie

denkst dir denn das, willst hier etwa allein hocken bleiben? Soll das hier so weitergehen?"

"Ja!" rief sie.

O, eine Angst, ein Flehen war in dem Ja.

Er stieß einen kurzen ärgerlichen Husten aus. "Nee, mein Döchtling, das geht nicht. Du hier allein, das wär so was. Da wärst du bald Dorfeigentum. Kann ich als Schulz nicht dulden. Am besten, du gehst in Dienst."

Sie schien ihn kaum zu verstehen. Sie sah ihn so entsetzlich erschrocken an, als wenn er sie wie eine Pflanze herausreißen und auf den Kehrriech werfen wollte. Man sah es förmlich, wie sie ihre Würzlein hier überall anklammerte. Es mußte einen Stein erbarmen, dies kleine Gesicht.

"Oder ich setz dir eine Mieterin hier herein", sagte er. "Die alte Götttsch, was? Die hilft dir beis Vieh und bei alles. Und hat einen lütten Dogenschein auf dich. Na? Übrigens, du sollst ja so schön Geigespielen können. Hab meinerdag sowas noch nicht gehört, daß ein Mädchen geigen kann. Du kannst am End in der Kirche angestellt werden, wo wir doch keine Örgel haben. Und was ich sagen wollt, wie steht's mit'n Geld? Großmutter hat doch gewiß was nachgelassen?"

Ibe wußte nichts. Nein, sie war zu dumm. Ein bißchen mehr hätte die Dilsche sie auch einweihen können, die hatte ja reinweg eine Puppe aus ihr gemacht.

Nach einigem Hin und Her hat sich der Schulze dann die große buntbemalte Truhe aufmachen lassen, da war das gelbe Kästchen mit dem Blumenkranz drin. Dann wurde das Schlüsselchen gesucht und aufgeschlossen. Ibe hatte zu gehorchen, was er sagte. In dem Kästchen lagen

ein so großer Haufen von Gold- und Silberstücken, daß dem Schulzen beim ersten Anblick die Sprache weglieb.

„Du bist nicht arm“, sagte er. „Großmutter hat den Pfiff rausgehabt.“

„Schließ wieder zu“, sagte er dann. „Ich nehms mit nach Hause. Ich werd's für dich verwalten. Was ist denn das?“

Es war eine silberne Kette, die daneben in einem andern Kästchen lag, ein echtgoldnes Armband, ein silbernes Kreuz, zwei Ringe.

„Nee, arm bist du nicht“, sagte der Schulz. „Wenn du nicht willst, brauchst jetzt noch nicht in Dienst. Aber später, daß du was für die Aussteuer zuverdienst. Je mehr der Mensch hat, je mehr ist er wert.“

„Kommt dann —“ Jbe stotterte — „oll Göttsch her?“

Der Schulze mußte sich setzen, so stieß ihn das Lachen. So ganz dumm war das Jör doch nicht.

Er betrachtete sie, dachte an Lise Joop, an alte schöne Zeiten. Die Stube sollte er kennen. Goldlack hatte auch schon am Fenster gestanden, er hat's beiseite geschoben, als er einstieg. Da kam er noch übers Sims, jetzt will er froh sein, wenn er über die hohe Schwelle kommt.

Ach ja, jungsein ist doch was Schönes.

Die kleine Lütte tat ihm plötzlich leid. Die bringt sich nicht in Sicherheit wie ihre Mutter tat, die ist ja wehloser als ein ungeschorenes Lamm. Möcht man's dem Adolf beinah sagen, er soll sie lassen in ihrer ganzen niedlichen Dämlichkeit. Andre kommen da 'rein, weil sie nicht mehr unschuldig sind, sie, weil sie zu unschuldig ist.

Und eines Tages steht sie da mit ihrer Not, und Adolf reitet längst dahin, übern grünen Alee.

Unversehens, er wußte selbst nicht wie, hatte er ein Herzblatt im Dorf, der große, dicke Schulz.

„Kannst mir den Geldkasten bis an den Hof tragen“, befiehlt er. Und unterwegs: „Dann sollst die Götttsch auch nicht kriegen, Lütte. Aber paß acht, was ich dir jetzt sage: Zwei Küsse kannst du dem Adolf geben, auch drei. Aber dann hältst ihn dir vom Leibe. Es ist keine gute Sorte, das Mannsgeschlecht, und du hast nur eine Mädchenehre zu vergeben. Ist sie hin, holt sie kein Weinen zurück. Aber ich komm dann, ich, dein Vormund. Kennst mich heut erst halb. Will dir nicht wünschen, daß du die andre Hälfte kennenlernenst, du Lütter verhaelter Vogel, du Porzellanpupp?“

— Verstanden hatte sie ja alle diese Worte nicht im mindesten, aber behalten im jungfrischen Gedächtnis wohl, und abends genau ihrem Adolf wieder erzählt. Alle die Dinge und Anspielungen, die sonst ein Mädchen sich zu wiederholen schämt. Aus diesem kleinen Zwischermund kamen sie merkwürdig heraus, daß der Hörer wohl nicht wußte, soll man drüber lachen oder weinen?

Er wußte schon, daß der Vater hier gewesen war. Das Viertel Dorf hat's ja dann gesehen, wie er zurückging, schwer in seiner wuchtigen Art und das spirrlige Dirnchen wie ein Grassstenglein neben ihm. Bis ans Hoftor —

Er dachte: Vater wollte sie warnen. Mir hat er nichts gesagt. So lieb war sie ihm schon, daß er sie warnte, aber nicht so lieb, daß er's auch mir sagte, mich bedrohte. Er

hat gedacht: geschieht ihr doch ein Leid, so geschieht's eben, es ist ja nicht meine Schwiegertochter, der es geschieht.

Nein, Dirning, dir geschieht kein Leid, zehnmal eher täte ich mir selber ein's an. Das ist's ja, was die Menschen nicht verstehn, daß wir zwei hier sitzen können, und der Wind draußen geht, und ich immerzu den Schutzengel sehe, wie er die weißen Flügel breitet über meine kleine Braut.

* * *

Bei abnehmendem Mond tat Gusta das Pulver in Adolfs Bierglas. Sie sprach eine Stunde vorher und eine Stunde nachher kein Wort. Aber sie glaubte nicht daran.

Sie hatte alles genau nach Vorschrift getan, und wenn es darnach ging, so mußte es gelingen. Sie zwang sich sogar, gar nicht darüber nachzudenken, oder die Bötformel innerlich zu wiederholen.

Ich böt, ich böt die Büchse durch Feuersglut

Im Namen Jesu Christi mit seinen fünf Wunden rot —

Aber dazwischen dachte sie unaufhörlich: Es ist ja Unsinn, es ist ja lauter Dröhn. Sicherlich geschieht gar nichts. Und dies letztere Gefühl wurde so groß, daß sie die Zeit des Vollmonds gar nicht abwartete, sondern die Sache bereits verloren gab, ehe es sich noch erweisen konnte.

Es war für sie, sobald man diesen Dingen Wichtigkeit beilegte, auch in der That eine vertheufelte Lage. Sie hatte das heiße Blut in sich, weniger zur Liebe, als zum Herrschen, und saß nun hier so völlig auf dem Trocknen. Quastenberg kam in der Woche zwei oder dreimal herüber, aber ihn langweilte dies ewige Warten auch, und es war

so sicher wie das Einmaleins, daß er die Verlobung bei einer minder reichen Braut längst aufgegeben hätte. Was er nun in all der Zeit tat, da sie ihn nicht sah, konnte sie gar nicht übersehen. Sie kam, trotzdem ihr grade keine schlechte Kunde über ihn zugetragen wurde, über das üble Gefühl nicht weg, daß er sie zum Narren halte und sich mit andern Weibern über seine auf Wartegeld gesetzte Braut lustig machte.

Gusta zwang das knirschende Blut in sich nieder und überlegte mit gewaltsamer Ruhe, was ihr zu tun übrig bliebe, nachdem die heimlichen Mittel zweimal versagt hatten.

Sie war den Zauberglauben jetzt ziemlich los, lächelte auch geringschätzig über die verworrenen und künstlichen Androhungen von Wiete Witt bei weiterem Mißlingen. Das schien ihr jetzt alles Unsinn, sie war in ihrer nüchternen und harten Denkart bereits so weit, auch an der Kunst von oll Joopsch nachträglich zu zweifeln. Ihr wenigstens hatte sie nichts geholfen, mochte dies nun zusammenhängen, wie es wollte.

Es blieben ihr nur noch zwei natürliche Wege: ein Gang gradewegs zu Ibe Brodersen mit dem unbedingten Willen zu ihrer Einschüchterung und irgendeinem festen Plan für ihre Entfernung — und eine Unterredung mit der Mutter, in der sie ihr alles offen darlegte und von ihrem Verständnis die Hilfe erlangte. Dies letztere dünkte sie indes das Schwierigere, denn, mochte sie mit der Mutter auch gut stehen, und mochte sie glauben, daß sie ihr nachfühlen konnte, was sie litt, so war doch der Weg zu einer völligen Umwälzung aller Gewohnheiten und fest-

gefügt Ansichten sogar bei dem besten Verständniß noch sehr weit und durchaus nicht sicher.

Es mußte also mit aller Macht das erste versucht werden.

— Es war das Schlimme, auch für Adolf selbst, daß er seine Liebste wohl hegen und verzärteln konnte, alle ihre kleinen Sorgen anhören, ihr Rat geben, in der Wirtschaft helfen, ihr Holz kleinmachen und Wasser tragen, und sie für ein Stündchen an jedem Tag ahnungslos glücklich machen, aber daß er sie nicht und niemals vor irgend-einem Angriff schützen konnte, der sich tagsüber auf sie stürzte. Er hatte ihr zwar befohlen, niemand einzulassen, aber wie sollte sie dieses ausführen? Das ging wohl zur Nacht, wenn das Feuer im Herd erloschen war, und der Rauch nicht mehr einen einzigen Abzug durch die obere Halbtür nehmen mußte. Wie sollte auch die kleine Ibsa viel Mut aufbringen, etwa den Schulzen oder auch Gusta an der verriegelten Thür klopfen zu lassen und ihnen nicht eilfertig aufzumachen?

Adolf sah es selbst, daß er wohl Macht über ihr Herzlein hatte, aber ihr junges Leben ganz außerhalb seines Machtbereiches lag. Es bedrängte ihn. Der sorglose und gedankenlose Löffsohn machte jetzt Nöte durch, von denen ihm früher nicht einmal geträumt hätte. Auch mit Bertram stand er Ibsa wegen blank. Es brachte ihn in kochende Wut, wenn er daran dachte, daß der junge gewissenlose Flegel seiner Herzliebsten auf so rohe Manier nachgestellt hatte. Doch es lag nicht in den Gewohnheiten der Familie, über Liebesdinge miteinander zu reden, alter Zwang schloß ihm den Mund, aber seine Blicke glühten.

Und Bertram konnte den vermeintlichen Spott, den dies Paar ihm angetan hatte, nicht verwinden. Er brauchte sich nicht zum Schweigen zu zwingen, denn er brütete Rache, und diese Tätigkeit ist an sich stumm.

Durch die offene Halbtür sah Gustas Gesicht in die raucherfüllte kleine Küche, in der Ibe das Viehfutter stampfte. Der Stampfer blieb erstarrt in ihren Händen, denn sie fürchtete dies Gesicht vor allen.

Gusta griff über, klinkte auf und kam ohne weiteres herein, als sei sie hier im Eigenen.

„Komm in die Stube,“ sagte sie, „ich habe mit dir zu reden.“

Ibe trocknete sich die Hände an der Arbeitsschürze, band sie ab und folgte der Löstochter.

„Du treibst ja schöne Dinge“, sagte diese.

Ibe sah in Augen, die voll Haß standen. Sie wußte, daß es sich um Adolf handelte. Aber statt daß sie nun ganz wirr vor Angst wurde, verging das Gefühl plötzlich wie eine Seifenblase, in die der Wind fährt, und sie fühlte sich merkwürdig frei und geborgen. Es war, als stände Adolf neben ihr, und sie brauchte nur seine Hand anzufassen.

Gusta war mit den besten Vorsätzen hergekommen, ruhig zu bleiben und im Guten auf Ibe einzureden. Es hätte ja auch gar nichts genügt, wenn sie gleich heftig auf sie losgefahren wäre, denn ihr mußte alles daran liegen, das Mädchen zwar einzuschüchtern, aber doch nicht in Troß zu bringen. Doch sie hatte ungeheure Mühe und Selbstbeherrschung nötig, um diesen Vorsatz nicht in der ersten Minute zu vergessen.

Sie sah auch gar nicht mehr das Kind in ihr. Sie sah schon in dem schmalen Kindergesicht die Züge eines liebenden Mädchens, das für ihren Liebsten mit Tod und Teufel kämpfen will, das gar nicht mehr so bang und so rasch niederzutreten ist, wie sie es noch geglaubt hatte, als sie herkam.

Sie war kalt und bleich im Gesicht, als sie weiter sprach.

„Ibe Brodersen,“ sagte sie, „ich an deiner Stelle würde mich schämen, mich an einen Mann zu hängen, den ich nie heiraten kann. Das ginge mir gegen die Ehre.“

Ibe dachte: wir werden uns doch heiraten. Das hatte er doch gesagt. Es lag ihr noch fern, aber werden sollte es doch einmal. Nun wußte sie nicht, ob sie das vor Gusta aussprechen dürfe, denn daß seine Familie es noch nicht wollte, wußte sie ja von ihm. Daher traute sie sich gar nicht, etwas zu sagen. Aber sie sah nicht beschämt oder ängstlich aus, und da mußte Gusta annehmen, sie sei über die Maßen trozig oder dickfellig.

„Wenn du dir noch einen aus deinem niedrigen Stande gewählt hättest“, sagte die Löstochter. Sie sprach kalt und mit gezwungener Ruhe wie vorher, aber ihre Worte waren ohne ihr eignes Wissen wie stechende Nadeln. „Aber du hast es auf den höchsten Burschen im ganzen Dorf abgesehen. Du bist nicht mehr so dumm, daß du es nicht wissen solltest. Du bist auch nicht so dumm, daß du dir im stillen doch noch einbildest, einmal eine Löffrau zu werden. Wenn du das denkst, wirst du mit bitteren Tränen bezahlen müssen. Es haben es sich zu aller Zeit Mädchen in Löfeland eingebildet und haben dann in

Schande und Kummer gefessen. Ich weiß es, Ibe. Du stehst da so trozig und so einfältig. Du denkst, weil deine Großmutter tot ist, kannst du machen, was du willst. Du verunehrst nicht nur dich, sondern auch deine Mutter und deine Großmutter. Mir ekelt, wenn ich denke, ich sollte so was tun und mein Mädchentum in Schmutz treten lassen von einem Mädchenjäger. Denn das sind die Löfs alle, wenn du's noch nicht weißt."

Ibe hörte alle diese Worte klingen und wunderte sich, wie sie immerfort kamen und gingen und wozu sie sollten. Ein paarmal dachte sie dazwischen: Ja, er ist der Höchste — und immer wieder: ich bin ja seine Braut.

Sie hatte schon so allerlei in der Beziehung gehört, vom Pastor, vom Schulz und jetzt von Gusta. Und die Frühfahrtsch und die Frühfahrtschen Töchter sagten auch manchmal ähnliche Worte. Die glitten alle von ihr ab, als wenn Regen über ein Glasdach läuft. Da Gusta jetzt so eifrig und anhaltend redete und ihr gelbbleiches Gesicht sich dabei rot färbte, hatte sie ein Mitleid mit ihr, daß sie sich so anstrengte und doch ganz umsonst. Sie hatte jetzt das Gefühl, sie rede ihr zum Guten, so ein bißchen wie Großmutter, die sagte auch, die Löfs sind Mädchenjäger und: hüte deine Ehre und mach dich nicht billig, nachher kommt Kummer und Reue, nur bei Großmutter Klang's ja wie? — wie einer die Geige spielt, aber natürlich nicht die richtige, sondern das war nur so gesagt, aber bei Gusta Klang's wie die Krähen schreien.

Sie wollte ihr gern sagen: Gusta, mühe dich doch nicht so. Frage doch Adolf, ob ich nicht seine Braut bin. Sie glaubte jetzt ganz fest, daß Gusta ihr gut tun wollte, denn

sonst hätte sie doch zu ihr gesagt: Du schlechtes, geringes Mädchen, dich will ich nicht zur Schwägerin. Aber sie sprach ganz anders.

Gusta sagte: „Ibe, du mußt es machen, wie deine Mutter es tat, als ihr auch ein Löff schöne Worte sagte. Die ging in den Dienst nach Hamburg; das tu du auch. Ich will dir helfen, daß du einen guten bekommst. Ich will dir soviel helfen und beistehn, als wenn du mit mir verwandt wärst.“

Sie hatte sich über ihre Kraft zusammengenommen, hatte sich zu einer Freundlichkeit gezwungen, die ihrem herben und heftigen Eigenwillen abgepreßt war. Allerdings konnte sie nicht hindern, daß die Worte freundlicher waren als der Ton, aber es war immer noch genug für das niedrige Mädchen, das zu solcher unverdienten Wichtigkeit gekommen war.

Dies mußte sie auch empfinden, wieviel Gusta sich auflegte, denn plötzlich traten in die klaren, scheinbar trozigen Augen dicke Tränen, sie barg das Gesicht in den Händen und weinte.

Die Angst, die so lange fortgewesen war, kam nun doch zurück. Adolfs unsichtbare Gegenwart war nicht so stark, daß sie solange ausdauerte, das bedrängte Herz zu schützen. Der Vorschlag, der ihr nun zum zweiten Male gestellt wurde, in Dienst zu gehn, fort von hier, brachte sie aus der Fassung.

„Nicht weg —“ stammelte sie schluchzend. „Nicht wegschicken —“

Gusta hatte, um sich selbst zu zähmen, sich die Nägel in die Handflächen gekrampft. Das lockerte sich jetzt. Ein

kurzes Lächeln kam und ging. Das borstige Jör wurde mürbe. Nun ja, man würde doch noch Mittel und Wege finden gegen ein sechzehnjähriges Balg, das nichts hinter sich hatte als einen Liebhaber, der selber kein gutes Gewissen hatte —

Ein tiefes Aufatmen kam aus Gustas Brust. Es war doch besser, aus eigener Kraft sich seinen Willen zu erkämpfen, als zu Zauberweibern zu laufen und sich ihren zweifelhaften Kniffen anzuvertrauen.

Siebentes Kapitel.

Ein großes Ereignis kam nach Löfeland.

Ein paar Leute hatten es schon von weitem den Fahrweg um den See herum über Altenwischow im flackernden Schneeregen kommen sehen. Es war ein mächtiger Planwagen, gar nicht mit denen zu vergleichen, in denen im Sommer bisweilen Händler mit allerlei buntem Kram kamen oder der Lumpenmaß mit seiner Pfeife oder mit dem Koopmann Thiel fuhr, und es waren drei Pferde vorgespannt, das dritte vorn an der Deichsel, was man hier nicht kannte. Neben dem Wagen, die die drei Pferde nur mit Anstrengung durch den schlechten Weg zogen, gingen drei oder vier Männer zu Fuß.

Das halbe Dorf war schon zusammengelaufen oder stand erwartungsvoll an Türen und Fenstern, als der wunderliche Zug, den niemand sich erklären konnte, herankam. Ein großer Herr in einem Kragenmantel, der wie ein Graf aussah und die Schirmmütze tief ins Gesicht gezogen hatte, fragte Hanne Gehrt, der bei den Gaffern

vornedran stand, in einer fremdartig klingenden Aussprache, wo hier der Herr Bürgermeister wohne. Der junge Mensch verstand die Frage gar nicht, da man einen Bürgermeister wohl in Rastorf und Schneidewind hatte, aber doch nicht in Löfeland. Er fühlte sich außerdem unangenehm bedrängt, daß der Fremde gerade ihn ansprach und antwortete überhaupt nicht. Nun wiederholte der große Herr die Frage an die übrigen gerichtet, und da fand sich dann der Rademacher, der ein bißchen mehr von der Welt wußte und gewandter war als die dickköpfigen Löfeländer, der ihm Bescheid gab, wie der Weg zum Schulzenhof ginge, und als sich der Zug dann über die Dorfstraße weiterbewegte, den andern erzählte, es sei eine Schauspielergesellschaft, und man werde heute abend vielleicht im Krug Theater zu sehn bekommen.

Das war dann auch so. Schon in den ersten Nachmittagsstunden konnte man in Behnkes Krug ein buntes Treiben erblicken, denn die ganze Gesellschaft war dort eingelagert. Aus dem Planwagen wurden zum namenlosen Staunen der gaffenden Kinder seltsame Dinge ausgeladen, wie gemalte Bäume und Häuser, Kulissenstücke, die die Gesellschaft mit sich führte, Tischchen mit goldnen Füßen und anderer Kram. Das kam alles in den Tanzsaal, in den kein Unbefugter dringen durfte. Dämchen in Stöckelschuhen, mit blizenden Ringen an schneeweißen Händen theilten zwischen den Kindern kleine Süßigkeiten aus, welche diese ganz sprachlos in Empfang nahmen.

Es war eine merkwürdig gemischte Gesellschaft, neben wetterharten Männern, denen man ansah, daß sie längst

gelernt hatten, des Lebens Unbill zu trogen, waren weiche, fast weibische Jünglingsgesichter, neben erusten, sogar finster blickenden Frauen eine lose Weiblichkeit, die schon mit Blickwerfen für jeden Vorübergehenden, sei es Bauersohn oder Knecht, anfang, als das ganze Dorf noch die Angekommenen wie eine Traumerscheinung bestaunte.

Am Abend kam alles gelaufen, was Beine hatte. Der Eintritt kostete für den ersten Platz fünfzig, für den zweiten dreißig, für den dritten Platz zwanzig Pfennig. Für Kinder zehn. Sie erkannten ihren langgestreckten Tanzsaal mit den weißen Kalkwänden nicht wieder. Den Hintergrund schloß ein purpurroter Vorhang mit goldnen Troddeln, den sie für Samt hielten.

Es wurde ein banales Volksstück, „Muttersegen“, gespielt. Verbeut und Rührseligkeit wechselten darin ab.

Ohne Zweifel hatten die Löfeländer nicht die mindeste Kritik solchen völlig ungewohnten Schauspielen gegenüber. Sie nahmen die Geschehnisse wehrlos und mit kindlicher Ergriffenheit hin, freilich kaum wehrloser als ein heutiges Großstadtpublikum die heutigen Schaustücke, deren Vorführungstechnik verfeinert und deren stofflicher Gehalt noch vergrößert ist und auf niedrigerer Kulturstufe steht als jenes Volksstück mit dem gefühlvollen Titel.

Die Heldin wurde von einem Mädchen gespielt, das für den Theaterberuf geboren schien. Sie war von einer Unbekümmertheit und hatte ein Talent, ihrer grob wirkungsvollen Rolle immer neue Lichter aufzusetzen, blickte dann mit ihrem hübschen frechen Gesicht voll

Herausforderung in den Zuschauerraum, daß jeder sich von ihr angesehen fühlte und alte schlafmüßige Kerle ganz aufgeregt wurden.

Der Schulz und seine Frau waren da, natürlich auf dem ersten Platz, aber nicht nur das, sondern da sie schlecht auf den gewöhnlichen Stühlen, die Behnke hatte, sitzen konnten, hatten Pape und Marie Brant ihnen ihre eignen Armstühle hingetragen, darauf saßen sie wie ein Königspaar. Gusta saß neben ihnen mit Quasten-berg, wie überhaupt viele Altenwichower und Forsthöfer da waren, denn der Theaterwagen war bereits durch ihren Ort gezogen, und sie waren dort ein bißchen fester im Begreifen als Löfeland.

Die beiden Schulzen söhne befanden sich nicht vorne, das wunderte niemand, man konnte sich schon denken, daß die lieber ihre Freiheit behielten und sich hinten bei der Theke herumtrieben.

Das Wetter hatte sich gegen Abend aufgehellt, die Wolken verzogen sich; als die Leute zum Krüge gingen, stand der Mond da. Gusta hatte in all den Tagen nicht mehr daran gedacht, jetzt war die Dorfstraße schon fast hell von dem Licht, und sie hörte, wie hinter ihr der Tagelöhner Wittke zum alten Fischer sagte: „Hem wi hüt al Vollmand?“ Aber der Alte wußte immer in seinem Kalender Bescheid und sagte: „Nee, ierst övermorgen.“ Das ging Gusta plötzlich durchs Geblüt.

Es waren natürlich nicht alle vom Dorf im Theater, trotzdem es so voll war, daß sie hinter den Bänken wie eine Mauer standen. Ein schwarzer Wuschelkopf mit blanken Augen machte die Kasse. Wenn ein Bursche

nur den zweiten oder den dritten Platz forderte und ihr dann den doppelten Preis des ersten hinwarf, bekam er einen Blick, wie hier kein Mädchen ihn fertig brachte, und manchmal gab's unversehens ein Kußhändchen. Aber der Schulz, der großartig für sich und seine Frauen einen Taler gab, erhielt einen zierlichen Knicks. Dann wurde es bei den Bauersöhnen Mode, trotzdem sie ihren Platzzettel schon hatten, noch Geldmünzen auf den Teller klingen zu lassen, um ein Kußhändchen zugeworfen zu bekommen.

Es waren die Alten und Kranken nicht da, und ein paar von den Jungen nicht, die durch irgendein Mißgeschick gehindert wurden. Unter diesen war auch Ibe Brodersen, und ihr Mißgeschick war, daß sie niemanden zur Begleitung hatte.

Albolf war abends noch dagewesen und hatte gesagt, sie solle mit ihm hingehen. Er sagte es im trotzigen Befehlston, aber sie merkte ihm an, daß er es wohl lieber hätte, wenn sie es nicht täte.

Es war seit Gustas Besuch eine Ehen in sie gekommen, ein Hinhorchen, was er wohl meine. Das war eigentlich nicht durch Gustas Worte gekommen, sondern seltsamerweise dadurch, daß sein unsichtbarer Beistand, den sie zuerst so stark gespürt hatte, plötzlich verschwunden war, und sie die große Angst, daß man sie hier wegschicken werde, ganz allein und hilflos durchmachen mußte.

Als er ihr nun so hastig und grob vom Mitgehn sagte, fühlte sie seine wahre Meinung ganz gut, daß er sich wegen seiner Familie doch nicht so mit ihr sehen lassen wollte, und es durchschloß sie wohl einen Augenblick, daß

er doch ruhig hätte sagen sollen: Es ist meine Braut, aber ich will sie noch lange nicht heiraten, weil Ihr es nicht wollt, und hätte mit ihr gehn können.

Ach — in allerletzter Zeit hatte sie angefangen, sich danach zu sehnen. Es wachte doch in ihr auch die Mädchenehre auf. Sie wollte nicht nur im Dunkeln geküßt sein, daß nachher Gusta so böse Worte darüber sprechen konnte. Es wachte in ihr das Begreifen auf, daß es geachtete und ungeachtete Liebe geben könne —

Und wie er vom Mitgehn anfang, da war sie erst so froh, daß sie ihm beinah um den Hals gefallen wäre. Aber dann war etwas an ihm — und da wollte sie, sich selber noch nicht glaubend, eine Probe mit ihm machen. Und sagte: nein. Er fand durchsichtige Vorwände, wie sie ein einziges Lachen umstoßen kann.

Doch er ging gleich darauf ein, wurde zärtlich, sagte, er werde ihr davon erzählen, kam an der Thür noch einmal wieder zurück, als wenn sie ihm leid täte, wurde plötzlich gesprächig, sagte, das nächste Mal müsse sie sich einrichten, denn sie spielten gewiß öfter, küßte sie heiß und innig, ohne ihr leises Wehren zu merken, und ging davon.

Als das Stück zu Ende war und alle noch ganz bezaubert davon dasaßen und gar nicht glauben wollten, daß es nun aus sein sollte, kam der Direktor vor den Vorhang, der derselbe Herr im Kragenmantel von der Dorfstraße war, wie viele jetzt erst erkannten, da er im Stück den harten, aber sehr ehrfurchtgebietenden Heldenvater gespielt hatte, und sagte, daß sie jetzt alle noch zu einem fröhlichen Tanz beisammen bleiben wollten. Er habe unter seinen Mitgliedern einen, der Klavier spielen

könne und einen andern, der seine Geige mithabe. Er war in guter Laune, weil er eine schöne Kasse gehabt hatte, und wollte gern mit den älteren Männern und Würdenträgern des Dorfes noch ein wenig beim Wein sitzen, ihnen Wunderdinge seiner Laufbahn erzählen und ihnen mit seinen Zitaten Ehrfurcht einflößen.

Nun ging ein großes Leben los, die Stühle und Bänke wurden hinausgeschafft, und die Verzauberung löste sich in wildem Trubel. Besonders die Bauersöhne rechneten darauf, daß die Schauspielerinnen mit ihnen tanzen würden, und sie hatten sich auch nicht getäuscht. —

Am andern Morgen hatte ein großer Teil der Löfländer noch etwas anderes im Sinn als ihre tägliche Arbeit und ihren Alltagskram. Viele waren noch von dem Schauspiel bezaubert und dachten beständig noch darüber nach, viele aber auch von persönlicheren Gefühlen bewegt.

Der Schulze selbst sprach anerkennend von der hohen Bildung des Direktors, den nur Neid und unglaubliches Intrigenspiel auf diese Wanderbühne getrieben, und lobte die Leistungen der Truppe im ganzen. Bertram war von ausgelassener Lustigkeit seit längerer Zeit wieder, ließ sich aber wenig zu Hause sehn und saß mit der kleinen Kassenschönheit schäkern und zechend in der Wirtsstube. Von Adolf sagte man, daß die Heldenspielerin, die Marietta Bronki hieß, es ihm angetan habe. Doch war ihm am Tage nichts anzumerken, er ging auch nicht in den Krug, bis es Abend wurde.

Dieses Mal war Maria Stuart angesetzt. Der Direktor, der sogar den Schulzen persönlich aufsuchte,

sagte in schmeichelhafter Weise, daß es ihm nicht einfalle, auf jedem Dorf klassische Stücke spielen zu lassen. Aber die verständnisvolle Aufnahme von seiten der hiesigen Bewohner lasse ihn hier gern und mit voller Zuversicht den Versuch wagen.

Die Frühfahrtschen waren gestern allesamt im Theater gewesen. Sie erzählten Ibe im Hof ausführlich davon, wenn auch ziemlich durcheinander, so daß sie wenig verstand, berichteten auch mit Betonung, daß die beiden Schulzen söhne die ganze Nacht mit den Schauspielerinnen getanzt hätten. Doch war Ibe davon anfangs noch gar nicht bewegt. Es wunderte sie nichts dabei, denn beim Tanz mußte Adolf doch tanzen mit denen, die da waren. „Mit Mine Dörbarts hat er dann auch getanzt“, sagte die jüngste Frühfahrt.

Wie Ibe in ihr Haus zurückging, fühlte sie, daß ein Druck in ihr saß, der immer zunahm. Ihr wurde so unendlich traurig zu Mut. Sie saß im Stuhl, mit den Händen im Schoß, unlustig zu jeder Bewegung. Draußen war ein matter Sonnenschein, er kam zu dem Goldlack am Fenster, sie hatte eine plötzliche herzbrechende Sehnsucht nach der toten Großmutter, und dann dachte sie, es wäre doch das schönste, tot zu sein.

Diesmal sollte sie ja wohl eigentlich mit ins Theater gehn. Wenn sie sagte, sie hätte nichts anderes vor, dann nahm er sie mit. Es war auch so schrecklich, wenn sie wieder den ganzen Abend allein sitzen sollte, während alle im Krug waren und so schöne Dinge sahen. Sogar eine Geige war da gewesen. Wenn er sie wieder fragte, wollte sie aber nicht so dumm sein und absagen. Denn

wenn er sie nicht mithaben wollte, hätte er es doch gar nicht erst gesagt.

Sie besorgte nun alles, was zu besorgen war, recht schnell und früh, zog ihr bestes Kleid an mit schwarzen Schleifen wegen Großmutter und band auch die silberne Kette und das silberne Kreuz um. So setzte sie sich hin und wartete. Das Herz klopfte ihr, und der Abend rückte immer weiter vor.

— Er rückte vor, und niemand kam. —

Sie hörte nebenan die Frühfahrts fortgehn, die Thür zuschließen und den Schlüssel in die Hundehütte legen. Dann hörte sie die Turmuhr sieben schlagen.

Als es acht schlug, saß sie noch auf derselben Stelle. Von dieser einen Stunde zwischen sieben und acht, da der Vollmond ihr in die Stube schien, hat sie dann nur ein einziges Mal in ihrem Leben gesprochen, und das war an ihrem Sterbetag, aber da hat sie darüber lächeln können.

Was sie danach tat, konnte sie damals nicht anders tun. Sie stand auf, wickelte sich in Großmutter's Sonntagstuch, das sie schon einmal um hatte, und ging damit aus dem Haus, über den Hof und im hellen Mondschein die löcherige Straße hinauf, zum Schluchtenweg, und dann oben bis in den Krug. Es begegnete ihr kein Mensch.

Die Fenster waren so hell erleuchtet, daß ihr wieder bange werden wollte. Aber wie sie daran dachte, umzukehren, stellte sie sich ihre Stube vor mit dem Vollmond und dem Goldlack, so still alles, und sie ganz allein,

da dachte sie, das Umkehren wäre schlimmer als alles, was ihr hier zustößen könnte, und sie ging tapfer drauflos.

Erst wollte sie nur durchs Fenster sehen, aber die waren dicht verhängt, da dachte sie: Was kommt, ist jetzt alles gleich — und ging den Treppstein hoch, in die Tür, durch den Ausgang, zum Saal. Da merkte man schon die vielen Menschen, obwohl alles still war und nur einzelne Stimmen zu hören.

Vor der Tür, die halb offen stand, waren ein paar Burschen um einen Tisch mit einem Geldteller und einem krausköpfigen Mädchen herum.

„Na, Ibe Zoop, is di ook wat in Sinn kamen?“ rief ihr einer zu.

„Kümmst 'n bäten späd —“ der andre.

„Du, de hett so lang up Adolfen luurt —“ der dritte.
Ein kurzes Gelächter.

„Wenn du Adolfen söchst, de hett hüt keen Tiet för di —“

„Aber meine Herren, lassen Sie doch das Fräulein!“ rief das krausköpfige Mädchen im Zwitscherton. „Was wünschen Sie für einen Platz, Fräulein? Vielleicht den zweiten zu dreißig Pfennig? Aber sitzen werden Sie nicht mehr können. Man immer rin, das schadt ja nischt. Sie sind erst im zweiten Akt.“

Ibe hatte mit großen, erschreckten Augen die lachenden Bengel angestarrt. Über ihr Gesicht flackerte eine jähe Röte. Dann erbleichte es und bekam einen starren Ausdruck, vor dem die rohen Spötter plötzlich stumm wurden. Wie in einem schweren Traum kam sie an den Tisch, legte die dreißig Pfennige hin, bekam einen Zettel.

Plötzlich, wie wenn eine Decke reißt, kam es ihr grell zum Bewußtsein, daß das Umkehren und das Alleinsein in ihrer kleinen Stube doch noch nicht das schlimmste sei, und daß es schlimmeres gäbe, das hier auf sie lauerte.

Sie drehte um, den Zettel in der Hand, ging dem Ausgang wieder zu. Ein halberstaunter Ruf hinter ihr: „Ibe Joop, du löppst verkiehrt —“ Dann Stille, unterbrochen von der Zwitscherstimme des krausköpfigen Mädchens: „Gehn Sie, meine Herren, Sie haben sie mit Ihren Redensarten verjagt.“

Dann war nichts mehr, was zu sagen und im Gedächtnis zu behalten gelohnt hätte.

* * *

Er kam ja dann noch einmal wieder, als einer von denen, die ein schlechtes Gewissen haben und dabei ein Stück Gutmütigkeit, und die ein unhaltbares Verhältnis zu Ende bringen möchten.

Es war ihm schlecht genug zu Mut.

Er sagte sich dann aber auch, daß dies eben Männerbrauch ist, solange die Welt steht, und daß die meisten sich das Wiederkommen, das um und um gedreht, doch eigentlich nur ein nutzloser und überflüssiger Bußgang war, überhaupt geschenkt hätten. Es ist Männerbrauch, eine verlassene Liebste als ein Bündel Stroh am Wege anzusehn, das Gesicht wegzudrehn, wenn sie daherkommt, oder gemein zu werden. Aber es war im ganzen nicht der Brauch der Löfföhne.

Die Schauspielertruppe war nach sechs Tagen weitergezogen, als der Besuch ihrer Vorstellungen nachzulassen

begann. Der Direktor hatte sich hier so wohl gefühlt, daß er ein Wiederkommen im nächsten Jahr versprach. Die jungen Leute hatten den Planwagen mit Tannenzweigen und Wachholderbüschen ausgepuzt und gaben ihm ein Stück Weges am See entlang das Geleit. Bertram war auch darunter, unter dem Plan sahen die Mädchenköpfe lachend und Fußhändchen werfend heraus, der kleine Krauskopf hatte nur Augen für den lustigen, unverschämten Löff.

Adolf war bei dieser letzten Späzerei nicht mehr dabei, er hatte genug.

Aber es war doch so gewesen, daß die junge Schauspielerin mit dem hübschen, frechen, aber nicht schmutzigen Lachen ihm eine unglaublich reizende Abwechslung gewesen war nach dem überzarten Zustand der letzten Wochen. Ja geradezu gesagt: eine Erlösung. Jetzt mit einmal war ihm, als habe er sich mit Ibe bereits die letzten Male gelangweilt. Wenn sie gleich seine richtige Braut geworden wäre und er sie hätte heiraten können, dachte er, hätte sich das alles anders angesehen, und er wäre ein sehr guter und zufriedener Ehemann geworden. Aber für ein Liebesverhältnis im Dunkeln war Ibes Art nicht gemacht. Da gehören andere Dinge dazu, als solch ein leises, zärtliches, vorsichtiges Betun. Er war sich manchmal wahrhaftig eher als Ibes Vater vorgekommen, denn als ihr Liebhaber. Mit der kleinen Theaterprinzessin war es das richtige gewesen, wie man sich ein bißchen gründlich ausstellt, ehe man in die Ehe geht. Der alte bewährte Weg der Löfföhne, wie ihn Vater, Großvater,

Uhn gegangen war, und wie er ihn in sonderbarer Laune hatte ändern wollen.

Es war jetzt auch Zeit zur Ehe. Diese Geschichten konnten nun fertig sein, er hatte genug davon. Es war der richtige, der beste und der von altersher gewohnte Zeitpunkt, ins Haus der Brant zu gehn und den Hochzeitstag anzusetzen. Je eher, je besser. Da niemand auf den Einfall kommen konnte, ihm und Mine Dörbart etwas anzuhängen, war der dritte Freitag vor Ostern der gegebene Tag. Da war die Frühjahrsarbeit noch nicht allzu eilig, zu Ostern die Gache schon unter Dach und Ruhe im Land.

Troßdem und troßdem war ihm nicht gut.

Er hatte ein paar Nächte, in denen er nicht schlafen konnte. Da er halb aufgestützt saß oder sich im Stroh herumwarf und mit Neid und Verachtung Bertrams ruhigen Atemzügen nachhorchte. Der Lämmel konnte schlafen. Ob er etwa besser war?

Es war doch ein Achsenbruch gewesen an seinem Wagen, mochte man die Gache noch so hübsch aufpußen. Jawohl, wenn er gleich ohne große Gedanken da hineingeschliddert wäre, dann konnte es gelten. Es war nicht die Gache an sich, es war das, was er hatte daraus machen wollen, und was er nun zum Schluß daraus machte.

Da konnte man ja das Ausspucken vor sich selber bekommen. Denn er hatte es doch mit allem Ernst und aller Gewalt so gedacht und gewollt. Er hatte doch eigentlich, wenn man es richtig nahm, seine ganze Person dafür eingesetzt. Nicht vor dem Mädchen, das will ja

nicht soviel besagen, Schwüre in der Liebe getan, haben noch nie ihren eignen Zahlwert gehabt — aber vor sich selbst. Und das war nun alles nichts, wie ein Staubfuschel, den die Magd unterm Bett vorkehrt, auf die Kehrichtschaufel legt und wegschüttet.

Konnte er sich selbst noch einmal trauen?

Nachts waren diese Gedanken am schlimmsten, auch im Morgengrauen, wenn er nicht darüber einschlief. Er konnte später als alter Mann noch nicht gut an diese paar Nächte bei abnehmendem Mond in seiner schönen grünen Jugendzeit zurückdenken. Es war selbst in der spätesten Erinnerung etwas, das man am liebsten von sich abschüttelt.

Bei Tage ging's wieder besser. Dies niederträchtige Empfinden, das Beste vom Leben, die Achtung vor sich selbst, nicht festhalten zu können, verging. Er mußte sich weniger als Person fühlen, sondern als Löff im allgemeinen. Die wußten schon, was sie wollten, konnten ruhig auf sich bauen, und die Achtung vor sich behalten, nur in Liebesdingen waren sie nun einmal unzuverlässig, auch in den Gedanken und Entschlüssen, die sich auf die Liebe bezogen.

Damit kam er dann auch durch. Nur als er den letzten Gang zu Ibe ging, waren die sämtlichen Nachtspeenster noch einmal in dicken Schwärmen um ihn her.

Er hatte Angst vor diesem Besuch, die rechte Männerangst vor dem verzweifelten und anklagenden Gebahren der verlassenen Liebsten. Und doch ging er Schritt für Schritt dem entgegen, ohne stehen zu bleiben, ohne nur mit dem Gedanken an Umkehr ernstlich kämpfen zu müssen.

Es war wieder am Abend, mondlos, dunkel und still. Adolf hatte sich den festen Plan gemacht: zuerst zu Ibe, alte Geschichten abtun. Dann zu Vater und Mutter mit der Meldung: Hochzeit drei Wochen vor Ostern. Dann zu Bauer Dörbart. Zuletzt zu Mine. Wie mancher Löff war diese Reihenfolge schon abgegangen.

Als er den Schluchtenweg hinunterging, auf dem bröckligen Gestein, schlug es von der Turmuhr sieben. Zum zweitenmal kam eine böse Lebensstunde für das verlassene Mädchen in der Abendzeit zwischen sieben und acht.

Es war nicht das Furchtbare mehr wie jenes einsame Warten an dem Theaterabend. Seitdem war Nacht auf Nacht und Tag auf Tag gefolgt, und vom Turm hatte eine Stunde um die andre geschlagen, die Runde herum und abermals herum und ins Unermessene.

Man geht über eine Brücke in schwarzer Nacht, und unten tost's und gurgelt's. Doch man hat noch das Geländer in der Hand. Aber plötzlich bricht es durch.

Tränen sind gar nichts. Wer noch weinen kann, ist ja glücklich. Aber ins Schwarze sehn, und keinen Schritt vorwärts und keinen zurück und keinen Halt, und unten rauscht's und weht so eiskalt herauf, und das Grauen steht um einen —

Vielleicht ist's nur ein Kindergrauen gewesen. Manche Mädchen nehmen sich das Leben, wenn der Liebste sie verläßt, wenn sie auf der dunklen Brücke stehn und das Geländer bricht. Der See war ja nicht weit, und zum Moor war's noch näher. Wenn's auch ein schauriger Weg ist, das Alleinbleiben nach goldnen Tagen muß doch noch schauriger sein.

Das Sterben hatte Ibe sich wohl gewünscht, Leute haben sie in diesen Tagen über dem schneenassen Grabe der alten Joop liegen gefunden, haben sie angefaßt und gerüttelt, doch sie ist dann allein nach Haus gegangen. Aber wie man sich das Sterben selber verschaffen kann, das ist in ihren Kindersinn noch nicht eingegangen.

Alle Leute im Dorf wußten, was für ein Leid Ibe geschehen war. Die sie damals über dem Grabe fanden, waren auch mitleidig. Aber es war ein rauhes und kurzes Mitleid, schon seit langem etwas verbraucht. Sie hätte es ja vorher wissen können, hieß es. Die Löfbräute standen alle eines Tages so da.

Sie hat vielleicht gemeint, sie kann nicht abkommen von zu Haus, muß Großmutters Kuh besorgen und die Hühner und die Stube fegen. Da kann sie nicht ins Moor. Was so ein verlassenes Kind dann in seinem Jammer denkt, der schließlich allen Menschen unwichtig ist.

Am Ende hatte sie es auch noch gar nicht ganz richtig gefaßt und immer, wenn der Abend kam, gehorcht und gedacht: Er kommt doch wieder.

Der Schulze Löf hatte die ganze Sache lang gemerkt, schon am ersten Abend in Behnkes Krug. Er wollte eigentlich mal hingehn nach der Joopschen Kate, bloß daß die kleine hübsche Dirn ihm nicht ins Wasser läuft und nichts von ihr nachbleibt als ein Hügeln in der Mauerecke bei den Selbstmördern. Darin kennt Herr Glüter ja keinen Spaß. Und ist dem Alten auch nicht recht, wenn eine Löfgeschichte mit so was abschließt.

Aber ehe der Alte in Bewegung kommt, müssen noch gewichtigere Dinge geschehen, als daß ein hübsches lüttes Jör in Verzweiflung kommt. Gewiß, er will gehn, morgen oder übermorgen, aber dann ist's gerade Sonntag, und was gilt's, Montag ist Gemeinderat, und dann hat er das Reißen im Bein, und Tag um Tag geht, und kein Bote kommt gelaufen, daß man eine triefende Mädchenleiche zwischen den letzten Eischollen gelandet hat.

Er geht dann nicht, aber der Sohn geht.

Und sie hört's — hört's am Bellen von Nero — hört's am Schritt — der kommt ums Haus, wo der Holzstapel steht — hört — —

Da bricht über all den Kindesjammer das tausendfältige, das jauchzende Glück. Sie hat's gewußt, sie hat's gewußt! Aufspringt sie vom Stuhl, darauf sie horchend mit vorgebeugtem Kopf geseßen, über die Stubenschwelle, durch die Küche, drin das Feuer um den Kessel leckt, schiebt mit einem abgebrochnen Jubellaut den Riegel zurück —

„Adolf!!“

Es ist das letzte Wort, das sie damals zu ihm gesprochen hat. Wie er hereinkommt — sehen kann sie ihn kaum, das Feuer wirft wohl einen Schein über seine Gestalt, aber es ist voll zuckender Schatten und gibt seine Züge nicht her — — ja, wie er hereinkommt und da steht — —

Aber das schlimmste ist's doch nicht gewesen. Das schlimmste war wohl damals am Tisch, vor der Saaltür — oder nachher, oder —

Was weiß man denn.

„Ibe“, sagte er mit bedrängter Stimme.

Kein Laut kam zurück.

„Ibe“, dringender, als läge ihm noch an ihr.

„Sieh mal, lütte Ibe, das kommt dann so. Das ist der alte Lauf der Dinge. Wir können beide nichts dafür. Und schön war's doch, ja?“

„Ibe, wollen wir nicht noch einmal in deine Stube gehn? in die lütte Stube, wo's immer so schön war?“

Ihr stummes Dastehn nach dem ersten Jubelruf macht ihn halb verrückt. Es ist ihm plötzlich, er muß sie umfassen, es ist alles nicht wahr, nichts ist gewesen, es ist alles noch, wie es war.

Aber nein. Er reißt sich zusammen. Sei kein Lappen.

„Ibe, ich muß es dir selber sagen. Andre tuten's vielleicht nicht. Sei mir nicht so sehr böse. Daß ich dich nicht heiraten kann, wie oft hab ich's dir gesagt. Du hast es gewußt und gar nicht darüber geweint oder gescholten. Nun kann das, was wir miteinander hatten, doch nicht ewig bleiben. Jedesmal hört so was auf, ein letzter Augenblick kommt immer. Ich möchte nur, daß du nicht so traurig darüber bist, das tut mir zu weh.“

„Ibe, willst du mir nicht noch etwas sagen? Bloß ein kleines lüttes Wort, Ibe —“

— „Denk bloß nicht, daß ich wegen der Theaterjule dir nicht mehr treu bin. Das war bloß ein Spaß, das macht jeder junge Mensch, das hat gar nichts zu sagen. Bloß, weil wir uns doch nicht heiraten können —“

„Du meinst gewiß, ich hätte es durchsetzen müssen. Aber da kennst du die Geseze auf einem großen Bauern-

hof schlecht. Jedes Mädchen weiß das sonst schon im voraus. Du bist manchmal noch wie ein Kind."

"Ibe, wenn du doch nicht sprichst, dann kann ich nun wohl gehn."

"Na ja, dann geh ich eben. Ich hab's gut gemeint, daß ich herkam. Wie ich dir schon sagte, der Zehnte tut so was nicht. Frag' doch die Leute. Daß der künftige Schulz dich zur Frau nehmen würde, hast du dir doch im Ernst nicht eingebildet. Wenn ich es auch manchmal sagte. In der Liebelei sagt man viel. Ein Mädchen muß von selbst klug sein. Wenn es sich billig macht, wird's für billig genommen."

"Jetzt hab' ich's satt. Ist dir auch wohl recht, daß ich gehe. Hättest gern ein bißchen schönern Schluß machen können. Ich hab's gewollt. Brauchst nicht zu denken, daß ich mir nun Gewissensbisse mache. Ja, wenn du jetzt ein liebes Wort gesprochen hättest. Ich habe mich auch wohl in dir getäuscht. Du bist eine eigensinnige Före. Es ist gut, daß Schluß ist."

Er war an der Thür, stieß sie auf.

Blieb noch einmal stehn.

"Ich will nicht so weggehn. Also lebe wohl, Ibe. Wenn ich schlecht war, verzeih mir's. Ich wünsch' dir, daß es dir gut geht."

Er stand draußen, sah noch einmal in die Küche zurück mit dem Feuerschein im Hintergrund und der dunklen schmalen, bewegungslosen Gestalt als Schattenriß davor.

Sein Herz schlug dumpf. — Vielleicht liebe ich sie bis ans Lebensende, dachte er. — — — — —

Nero bellte und zerrte wütend an der Kette. Er hatte vorher niemals mehr bei seinem Kommen Laut gegeben, als wenn er selbst mit im Bunde war.

Nach einer langen Weile schlug es auf der Turmuhr acht. Nero bellte die ganze Nacht hindurch. Bauer Frühfahrt war zweimal draußen, aber es war nichts zu sehn. Die Sterne schienen. Er bedrohte den Hund, aber wenn er im Hause war, fing das Bellen wieder an und ging in Heulen über.

„Lat em, Korl“, sagte die Frühfahrtsch. „Dat is as dunnemals oll Joopsch dotblew. Dor kann wedder ein den letzten Schluß nich finnen. Awer weckern muht dat woll sien?“

Achtes Kapitel.

Glaubte Gusta nun an Zauberei? Der Vollmond hatte getan, was er sollte. Alles war in Schick gekommen. Zwischen Hen- und Roggenaust stand ihre eigne Hochzeit an. Es war noch ein Weilchen hin, aber so lange wollte sie gern warten, nun, da sie eine gewisse Aussicht hatte.

Ihr Wesen war völlig verwandelt, die qualvolle Unruhe war aus dem Blut, sie ging bei jedem Schritt wie auf Federn. Es war auch niemand, der ihr die Veränderung nicht anmerkte, fast auf den ersten Blick. Sie mußte an sich halten, daß sie nicht jeden Menschen, der ihr auf der Straße begegnete, zu ihrer Hochzeit einlud, ihre Stimmung war durchaus dafür angetan. Mit Marie Brant und der kleinen Buschwecker sprach sie

vertraulich und gemüthlich, ließ sie in die großen Truhen gucken, wo ihre Wäschehaufen lagen, redete umständlich davon, wie im Mai oder Juni noch einmal alles durchgewaschen, gerollt, geplättet und mit blauen Bändern gebunden werden sollte, und stellte bereits die Reihe der Hochzeitsgäste zusammen, die aus allen Himmelsgegenden zu erwarten waren. Trotz ihrer Fröhlichkeit und Freundlichkeit erregte sie aber mehr Aerger als Mitfreude, denn ihre ganze Art war so ausgeprägt selbstsüchtig, daß sie über ihre eigenen Interessen selbst die viel näher bevorstehende Hochzeit ihres Bruders kaum eines Wortes und Gedankens würdigte. Das empfand sogar die Mutter, und sie wies Gusta darüber ziemlich unwirsch zurecht. „Nix as dien eigen Trödel hest in Kopp.“

Das war schon so, und darüber ließ Gusta alle andern Fäden aus der Hand gleiten. Es beschäftigte sie überhaupt nicht mehr, ob Zauberei oder ob der natürliche Gang der Dinge dies herbeigeführt habe. An solche Gedanken hatte sie sich geklammert, als sie noch unglücklich und voller Unrast war. Jetzt war ihr das gleichgültig geworden, sie verschwendete kaum einen halben Gedanken mehr daran. Sie dachte auch nicht mehr an Ibe. Was ging diese Figur sie noch an? Das war alles, gottlob, erlebiger Kram.

Jemand merkte noch, daß die Löstochter sich gründlich geändert hatte, und konnte unbehagliche Folgerungen für die Zukunft daraus ziehen: Der angehende Oberförster Heinrich Quaastenberg.

Abgesehen von der Zeit der Werbung und den ersten Verlobungstagen, als in ihm die Wellen noch hochgingen

über diese beisspiellos gute Partie, war sie ihm ja nie eine reizvolle Braut gewesen. Er hatte sie hingenommen, wie viele Männer die Frau, die große Vorteile mit sich bringt: gottergeben, mit dem heimlichen Selbsttrost: zum Vergnügen heirate ich ja nicht, und das Meine habe ich ja gehabt. Hin und wieder hatte er dann eine kleine Angstpartie durchgemacht, sie könne ihm die Sache hinschmeißen, hatte sich aber immer bald darüber beruhigen können. In der letzten Zeit, als die Hochzeit sich durch Adolfs Launen ins Endlose zu verschieben drohte, was ihn selber auch schon nervös machte, war sie persönlich bequemer für ihn geworden. Zwar reizbar, mit versteckten Eifersuchtsanwandlungen, unfreundlich, aber doch sichtlich abhängig von ihm.

Das war mit einem Schlage vorbei, seit der Hochzeitstag feststand. Es war gräßlich deutlich zu merken, daß in ihr Glück über die plötzlich so nahegerückte Verbindung seine Person nicht im geringsten eingeschlossen sei. Von Eifersucht, Beflissenheit, irgendeinem wenn auch mürrischen Respekt war keine Rede mehr. Sie fuhr über ihn dahin wie ein brausendes Gespann über eine Brücke. Sie behandelte ihn kurz und befehlerisch, kam bald mit diesem, bald mit jenem Wunsch, und hatte eine so selbstsichere Art dabei, daß er sich im Umsehn in die Ecke gedrängt sah. Zum Beispiel kam sie mit der Pferdegeschichte wieder an. Mit diesen halblahmen Schindergäulen fahre sie nicht. Sie sprach als verwöhnte Löstochter und führte beständig ihren Vater im Munde. Ehe der nicht den Neid kriege vor den Forsthofpferden, sei an die Sache nicht zu denken.

Ihm wurde bei ihrer Art und Weise kalt hinter den Ohren, und ein Gefühl vollendeter Feigheit befiel ihn. Er dachte, ohne es auszusprechen: an welche Sache ist nicht zu denken —? und wußte, daß sie die Heirat meine, und daß dies Frauenzimmer imstande sei, kurzerhand die Verlobung zu lösen und sich bis zur Roggenaufl einen neuen Bräutigam zu besorgen.

Er sagte sich dann zum Trost für sein beständiges und schon geradezu peinliches Nachgeben, daß dieses mit der geschlossenen Heirat, wenn sie ihm nicht mehr abspringen könne, ein Ende haben werde. Aber vielleicht ahnte er schon selber, daß er von einer Frau aus dem Geschlecht der Löfs die einmal aus der Hand gegebenen Zügel nie wieder zurückhalten werde, und daß er dieser Art als Mann nicht gewachsen war.

Heinrich Quastenberg wäre ohne Zweifel bei einer schwachen Frau ein Tyrann ohne Maßen geworden. Eine bis zur Grausamkeit gehende Rücksichtslosigkeit gegen Wehrlose lag durchaus in seinem scheinbar so liebenswürdigen und geschmeidigen Wesen. Diese Kennzeichen der Unmännlichkeit konnten bei seiner künftigen Frau jetzt, nachdem er schon in der Brautzeit verspielt hatte, nicht einmal andeutungsweise zutage treten. Dagegen andre Kennzeichen um so mehr, die dann in ein unabwendbares Pantoffelheldentum ausmündeten.

* * *

Wer kümmerte sich denn überhaupt um Ibe Brodersen in dieser kritischen Zeit, wenn die weibliche Person, die nächst ihr selbst am meisten an ihrem zerstörten Liebes-

traum beteiligt war, sie als so gänzlich belanglos fürderhin überfah?

Wer stand bei ihr, als sie hilflos und allein in der Einöde stand? Wer sagte ihr: Kleine Tbe, weine nicht. Und versuchte, sie zu trösten, ihren Kummer anzuhören und ein wenig leichter zu machen?

Es war wirklich niemand da. Verschiedene Frauen und Mädchen lachten, ein paar sagten auch: Es geschieht der dummen Dirn recht. Sechzehn Jahr und fängt gleich mit einem Löf an. Soll man erst ein bißchen bescheidener werden. Die Burschen dachten: Wer von uns kommt jetzt dran? Wen bloß ein Löf, noch dazu der Älteste, abgegriffen hat, der ist noch lange blank genug für andre. Bauer Frühfahrt zuckte die Achseln, als seine Frau davon anfang zu reden, daß nun kein hoher Besuch mehr über ihren Hof ging. Ihm tat ja wohl die kleine Dirn leid, und er sagte dann mürrisch, als das Weibergetratsch in seinem Hause losging, sie sollten sie doch in Frieden lassen, sie hätte ihnen ja nie was zuleide getan.

„Nee, dat ja grod nich, äwer wat heft so'n Diern sit intobillen?“

Es ist dann wohl wirklich einzig und allein der Nero geblieben, der mit ihr getrauert hat.

Und der Pastor Glüter?

Um die Wahrheit zu sagen, hatte er sie vergessen. Er konnte immer nur seine Gemeinde als Ganzes fassen. Er konnte ein ängstliches und bedrohtes kleines Mädchen nicht im Sinn behalten. Es war ja noch das Gute während seiner Amtszeit, daß in Löfeland eine Seelsorgetätigkeit gar nicht am Plage war, daß dies Geschlecht

sich innerlich schon selber half und es als richtig empfand, als Ganzes gefaßt zu werden. Daher ist sein offener Mangel wohl in Einzelfällen zum Schaden gewesen, doch nie, daß man als Gemeinde dies als Schaden empfand.

Eines hat ja Glücker ohne Frage getan: Für das Mädchen, das da in seiner Stube gestanden hatte, nach des Schulzen Ansicht wie ein ungeschorenes Lamm, Gottes Hilfe und den Beistand der Engel in starken Gebetsworten erfleht. Und am Ende hat das sogar genügt. Denn als alle diese Dinge auseinandergerechnet wurden, hat sich doch wohl erwiesen, daß das Mädchen an Leib und Seele heil geblieben war, und für die Herzstöße einer verlassenen Liebe ist schließlich der Ortspfarrer nicht verantwortlich und auch nicht einmal zuständig.

Es war dann noch eine schlechte Geschichte mit Bertram, die sogar noch schlimmer endete, als sie begonnen war.

Dem jungen Mann war Gift ins Herz gekommen. Er konnte nicht wissen, daß er sich mit Ibe Brodersen getäuscht hatte, als er sie für eine Scheinheilige hielt. Es war niemand da, der es ihm auseinandersetzen konnte, und er hätte es auch niemandem geglaubt. Sein ungeduldiger und oberflächlicher Sinn mußte die Dinge fassen, wie sie sich ihm boten.

Es war ein klüger Punkt. — Er war wahrhaftig kein schwerfälliger Haarspalter, und es war ihm nur ein Spaß und ein Sporn mehr, wenn etwa ein Dirnchen sich unterfangen wollte, ihn auszulachen. Das Lachen sollte bald bei ihm sein.

Aber von Ibe hat es ihn gewurmt.

Ja, es wurmte ihn noch. Es verdarb seine angeborene Natur und machte ihn tückisch.

Am Ende nur, weil es gerade Ibe Zoop war.

Es war doch eine Wechselwirkung da zwischen den Löfs und den Zoops, so lächerlich diese Zusammenstellung klingen mag. Aber Liebesachen heben alle sonstigen Lächerlichkeiten auf.

Jedenfalls, Bertram schenkte sich das Nachdenken darüber, weshalb ihm gerade diese Geschichte so giftig ins Blut gegangen war.

Solange noch Adolf das Verhältniß unterhielt, denn für etwas andres konnte es Bertram, dessen Liebeschule im Leerfrug gestanden hatte, nicht ansehen, solange sagte und tat er nichts. Das war Überlieferung. Man fährt dem älteren Bruder nicht ins Gehege, nicht mal dem jüngeren, nicht mal dem Freund, nicht mal dem Fremden. Aber als Adolf mit der Theaterbiene anfang, da machte er innerlich schon den Rasten auf.

Aber er hatte es nicht eilig, er nahm nun erst einmal den Krauskopf mit. Er stellte sich damit doller an, als es war. In Wirklichkeit hätte er jede Stunde mit der aufhören können, ihm saß eine ganz andre im Blut.

Ach jawohl, im Blute nur. Jrgendeine Herzenswärme, eine Spur von wirklicher Zuneigung, von Mitgefühl für des Bruders verseßte Liebste hatte er nicht. Sein Herz war tot und taub wie eine faule Nuß. Abgenutzt und augenblicklich vollkommen außer Gebrauch.

Aber im Blut brannte ihm Böses.

Er konnte sich sagen, daß er gerade Ibe gegenüber jetzt ohne Recht war, ihr Schlechtes anzutun, denn sie war ja bereits im Unglück. In seinen Augen noch tiefer, als es wirklich war, wenigstens in einer bestimmten Richtung.

Er hätte gelacht, wenn Adolf ihm versichert hätte, daß sie noch unverletzt war. Er hielt sie für geschändet und wartete auf die Anzeichen, daß sie ein Kind bekommen würde. In der Beziehung konnte er ihr nicht mehr antun, als ihr bereits angetan war. Er konnte sie nur verfolgen, peinigen und mit seiner brutalen Liebe in den tiefsten Schmutz treten, sie vor den andern entwerfen.

Daß Adolf ritterlich mit ihr umgegangen war, das war zweifellos. Es war also doch noch manches nachzuholen und zu verstärken.

Und somit war Bertram Löff der einzige, der sich wirklich in seinen Gedanken mit Ibe beschäftigte. —

Unterdes war das Dorf voll von der kommenden Hochzeit, zu der es noch immerhin noch einige Wochen Zeit hatte, doch kam bald kein andres Gespräch mehr dagegen auf. Dem Bauer Dörbart grauste schon vor den Vorbereitungen. Die Schlachtschweine und Kälber waren bereits ausgezeichnet, die Eier wurden gesammelt und aufgehoben. Da Gusta Löff davon verlautet hatte, daß bei ihrer Hochzeit ein Zelt aufgerichtet werden müsse, um die Massen der Gäste, die an die zweihundert kommen würden, zu fassen, wollte Mine das auch haben, trotzdem es zu der Zeit noch kalt und womöglich noch Schneewetter sein konnte. Sie quängelte alle Tage davon, redete von Öfen und dichten Verschaltungen, und

was solchem Frauensmensch alles beikommt. Als Dörbart in ausbrechender Wut diesem Gefasel ein Ende machte, bekam er acht Tage lang verheulte Augen zu sehn.

Mine hatte sich erst gründlich geziert, ehe sie Adolfsen ihr Jawort gab. Sie warf ihm keineswegs seine Nebensprünge vor, das ging ihr gegen den Stolz, aber sie tat, als hätte sie nie an solche Verrücktheit gedacht, als hätte sie längst andre Pläne, kenne Adolf überhaupt kaum und beurteile seine Verhältnisse äusserst mißtrauisch und gering.

Da ihr das Maulen sowieso lag, gelang ihr diese Rolle vortrefflich, beinah täuschend, und wenn Adolf nicht zu gut gewußt hätte, wie die Dinge standen, hätte er sich täuschen lassen können. Jedenfalls fand er es schon anstrengend und ärgerlich genug, daß er sich um dies breithüftige und breitgesichtige Mädchen soviel Mühe geben und sich tagelang stellen mußte, als glaube er ihren Gums.

Aber das gehört mit dazu. In ein paar Wochen war das alles überwunden, Hochzeitstag und -nacht vorüber, und das Heu unter Dach gebracht.

Eines war ja sicher.

Wenn er auf Dörbarts Hof kam und die immer merkbarer und größer werdenden Vorbereitungen sah, den ganzen Zuschnitt auf dem großen Hof, die Selbstverständlichkeit, mit der von hundert, von hundertzwanzig und noch mehr Gästen gesprochen wurde, die Herbeischaffung von Wein und Schnapsfässern erörtert, überhaupt die rechnerische Seite der Heirat durchgenommen

wurde — dann rührte es ihn wie ein Schreck, was er einmal hatte tun wollen.

In solchen Augenblicken kam er sich wie einer vor, der eine Geisteskrankheit durchgemacht hatte.

Ja, zum heiligen Donnerwetter, was hatte er sich eigentlich gedacht? Wo hatte er sich die Hochzeitsfeier vorgestellt? Etwa in oll Joopsch Kate? In der lütten Stube mit den zwei winzigen Fenstern, eins nach vorn und eins zur Seite? Oder sollten seine Eltern die Hochzeit ausrichten, weil seine Braut nicht einmal Platz für sechs Menschen, statt für zwanzig-, dreißigmal soviel hatte? Und einmal als ihm der Schwiegervater wieder wegen der Mitgift allerlei vorrechnete, flog es ihm durch den Sinn: Ibe hätte eine Kuh und vierzehn Hühner mitgebracht — — und er wurde plötzlich blutrot im Gesicht.

Zu denken, daß er schon beim Pastor das Aufgebot bestellt hatte — schwindlig konnte einem werden.

Das war ja eine anständige Sache bei ihnen zu Haus: das ganze Vergangene war spurlos versenkt. Kein Wort, keine Anspielung, kein halber Blick rührte mehr daran. Weder im Guten noch im Schlechten. Der Vater tat, als sei das nie im Leben gewesen, daß er hier in der Stube bei ihm saß und eine Rede hielt, und daß sie solch Gespräch geführt hatten.

* * *

An der Dorfstraße, benachbart zu Gehrts Gehöft, mit dem Hausgiebel zur Straße gekehrt und das Anwesen von einem hohen Holzzaun umschlossen, lag das Besitztum des reichen Uhl, den aber die Löfeländer Bauer Juul nannten.

Johann Uhl war freilich kein Fleißiger. Wenn alle andern schon ein stundenlanges Tagewerk hinter sich hatten, gingen bei Bauer Uhl erst die Fensterläden und die Hühnerklappen auf, und die Gimer klapperten. Die Kühe standen hoch im Mist, und über die Hofstelle konnte man wegen der vielen stehenden Pfützen nur mit Mühe gelangen.

Bauer Uhl hielt nur eine alte Magd, einen krückstaßigen Knecht und einen Kuhjungen, den er sich aus dem Waisenhaus geholt hatte und der blaß und verhungert aussah. Es gab wenig zu essen, und die Arbeit schien auch nicht ihren richtigen Schick zu haben. Trotzdem war der knochenbürre lange Uhl im Dorf geachtet, und im Gemeindevorstand war alles still, wenn er mal den Mund aufthat und in seiner tranigen, zähen Art ein paar Worte dazu gab.

Dumm war er nicht, und er hatte das Geld in Fässern im Keller stehen. Wenn die andern Bauern von der Faulheit und dem Schmutz auf seinem Hof redeten, sagten sie regelmäßig dazu: „Hei hett jo voß dat Arbeiten nich nödig.“ Viele hielten ihn noch für reicher als den Schulzen.

Er hatte keine Frau mehr, und nur ein einziges Kind, die Tochter Alara, von der seit lange die Rede war, daß sie Bertram Löff heiraten solle. Sie war aber erst knapp siebzehn, und Bertram konnte noch gut drei bis vier Jahre vergehn lassen, ehe er ans Heiraten zu denken brauchte. Alara Uhl oder Alara Juul, denn sie tat auch den halben Tag nichts, war auch nicht wie Mine Dörbart, erwartungsvoll und laurig auf den Mann. Ihr war ganz egal, was sie für einen Mann kriegte, und wie er sich etwa be-

trug. Sie war ein leidlich hübsches Mädchen, rothhaarig, aber eher mager als füllig. Es war eine Sonderbarkeit bei den Fuuls, daß ihre Faulheit sie nicht dick machte, sondern dürr. Sie putzte sich gern, aber sie schlief noch lieber, und es war einmal vorgekommen, daß sie ein Tanzfest im Krug verschlafen hatte, weil sie sich nachmittags ins Bett gelegt hatte, um sich erst einen Vorrat für die durchtanzte Nacht anzuschlafen, und dann erst aufwachte, als der helle Morgen in die Stube schien und die Musikanten zum Dorf hinausbliesen.

Trog der Fässer im Keller, war es dem Schulzen manchmal schon gegen das Gefühl, seinen zweiten Sohn dahineinheiraten zu lassen. Er würde zwar bald Ordnung in den stinkigen Kram geschafft haben, den Viehstand wieder hochbringen und richtige Mannschaft einstellen, statt dem, was da jetzt herumkröpelte, aber mit diesem Schwiegervater war nicht das geringste Auskommen, und wenn eine Frau schon in ihren Mädchenjahren so faul ist, daß sie das Tanzen verschläft, kann man sich auf vielen Arger gefaßt machen. Gewiß, sobald Bertram zurücktrat, hatte Alara Uhl an jedem Finger einen Freier, und der Schulz kannte auch keinen im Umkreis, der eine heiratsfähige Tochter hatte und sich mit Bauer Fuul messen konnte.

Bertram machte Wiße über seine künftige Braut, aber die ließ er nur unter seinesgleichen los. Selbst in betrunkenem Zustand hätte er nie sein Standesgefühl so weit vergessen, um eine reiche Bauerntochter, vielleicht seine einstmalige Frau, vor den Ohren von Knechten und Tagelöhnern herabzusetzen. Im allgemeinen fand er es nicht nötig, an sie zu denken, wie sie nicht an ihn dachte.

Es war dann an dem Sonntag, an dem Adolf Löff mit Mine Dörbart zum letzten Male in der Kirche aufgebeten wurde.

Es war März geworden. Über Noth und Leid und dunkle Schuld der langen Winternächte stieg der junge Frühling auf.

Spät kam der Frühling nach Löseland. Ehe hier alles endgültig grün war, hatten sie ihn draußen im Land schon wochenlang. Aber der Haselstrauch hatte grüne Spitzen, und vom Moor her winkte es herauf. Blau war der Himmel, und Umselschlag tönte in der herbreinen Luft.

Ibe wollte heute zur Kirche gehen. Wie ihr morgens im Hof der Frühling über das Gesicht gegangen war, wurde im tiefsten Grund ein leises Stimmchen aufgeweckt. Das sagte ihr, wie lange sie nicht in der Kirche gewesen war. Weiter sagte es wohl noch nichts.

Sie tat sich an und nahm die silberne Kette um mit dem silbernen Kreuz. Das hatte sie alles von Großmutter, alles, alles, und von andern nichts. Sie ging den Kirchweg und dachte nicht viel, aber ihr war, als sei etwas anders als noch gestern am winterdunklen Sonnabend. Und als sei die Verzweiflung nicht mehr so schwer.

Alle wußten, daß heute Adolf und Mine aufgebeten wurden. Viele, deren Sonntag heute gar nicht war, gingen deswegen hin, um es zu hören. Somas hörte sich immer schön an. Alle dachten dran, aber Ibe nicht.

Wenn viele sich auf die Abkündigung schon gefreut hatten, so bekamen sie noch eine besondere Zugabe dadurch, daß sie Ibe Zoop daherkommen sahen. Das regte sie sehr auf. Der eine stieß den andern an, sie drängten sich ordent-

lich, und diejenigen, die in der Kirche so saßen, daß sie Ibes Platz sehen konnten, freuten sich besonders, aber das waren nur wenige, da der Kirchstuhl von oll Joopsch ganz hinten war, in der zweitletzten Bank.

Als Ibe an die Kirchthür kam, näherten sich dort von rechts Alara Uhl und ein Stück dahinter zufällig Bertram Löff.

Nun geschah vor Bertrams Augen folgendes:

Alara Uhl und Ibe betraten beide zu gleicher Zeit den untersten Treppenstein vor der Kirchthür. Ibe hatte ihr Einsegnungskleid an, das ein wenig ausgewachsen war und sah noch so kindlich aus, daß die Bauerntochter sie wohl bis dahin für ein Kind gehalten hatte, trotzdem sie nicht viel älter war. Sie selber trug ein schönes hellblaues Kleid mit alten Spitzen und einem städtischen Blumenhut.

Wie sie beide auf derselben Treppenstufe standen, fuhr die Uhltochter plötzlich herum, tat einen kurzen Ausruf, raffte ihr Kleid zusammen und sprang auf den Treppenstein herunter. Dann kehrt sie sich um und rief so laut, daß alle Umstehenden, auch Bertram, es hörten: „Mit einem Freudenmädchen siß ich nicht in der Kirche zusammen —“ ging den Treppstein wieder hinunter, durch die Kirchgänger hindurch, streifte an Bertram vorbei, und das blaue Kleid wehte die Dorfstraße hinab.

Außer auf Ibe, die das Wort gar nicht verstanden hatte und nicht wußte, was es bedeutete, hatte die ganze Sache einen ungeheuren Eindruck gemacht. Die Leute standen wie festgezaubert, starrten der Entrüsteten nach, dann zur Kirchthür, in die die Gescholtene still und ruhig hineingegangen war. Später hat sie ja dann durch die

Leute erfahren, was hier eigentlich vorgegangen war, und was das für sie bedeutete. Aber damals hat sie es in ihrem versponnenen und verwirrten kleinen Kopf kaum gemerkt und am wenigsten auf sich selber bezogen.

Es war wieder einmal ein großes Ereignis in Löffeland geschehen, aber für Bertram war es mehr.

Im ersten Augenblick war ihm doch, er habe einen Topf kalt Wasser über den Kopf bekommen. Es war eigentlich lächerlich gewesen und ein Spaß für ihn, aus dem er wochenlang noch seine tollen Witze ziehen konnte. Aber er vermochte nicht einmal, zu lachen. Er wußte noch gar nicht, was es war, als daß es ihm sonderbar wie eine schwere Faust im Nacken lag, als er den Steingang zwischen den Bänken hinaufschritt zum Schulzenstuhl, ohne Achtung darauf, daß er an Ibe, die schon in der Bank saß, vorüberging.

Es war nicht Sitte, daß ein Brantpaar an den drei Sonntagen seines Aufgebots selbst in der Kirche war. Auch die Eltern kamen heute nicht, Bertram war der alleinige Einsitzer im Gestühl.

Er sagte sich, daß das, was er mit Ibe vorgehabt habe, eben viel vollkommener und viel fürchterlicher von der Mhltochter vollzogen sei.

— Und zwar nicht aus Rache und Wut, sondern einfach und allein aus empörtem Jugendstolz.

— Vor einer Schar Zuschauer — also gründlich.

Ibe Brodersen war rettungslos und für immer schimpfiert und in den Schmutz getreten.

Mit der war's aus. Sie konnte unter die gehn, die

Alara Uhl genannt hatte. Was er jetzt noch mit ihr machte, brachte sie auch nicht tiefer hinein. Das war nun alles gleich. Sie hatte ihren Stempel fürs Leben weg.

Es war sonderbar, dies alles zu denken. Bertram saß gerade und aufrecht, wie es sich in der Kirche schickt, aber es war ihm ein paarmal, als müsse er sich mit den Händen im Haar wühlen, sich die Faust vor den Kopf schlagen. Es war zum Wildwerden, daß ihm ein Weibsbild vorgekommen war und so aus dem Handgelenk viel schneller und besser besorgte, worüber er nun schon eine lange Weile grübelte.

Damit war ja nun auch sein Racheplan eigentlich erfüllt. Ob er sie selber abstrafte oder ein anderer, blieb sich ja gleich.

Jetzt hatte er auch, und wenn's im schlechtesten Sinn war, nichts mehr mit Ibe Zoop zu schaffen. Für so eine, wie die Uhl sie genannt hatte, war kein Löf zu haben. Die tranken nur reines Wasser.

Die Gemeinde war schon mitten im Singen, er hatte es gar nicht beachtet. Er guckte auf und suchte im Gesangbuch die bezeichnete Nummer 135. Sie fingen einen neuen Vers an. Das alte Lied der heiligen Passion, an jedem Jahr zur selben Zeit gesungen.

Der Fromme stirbt, der recht und richtig wandelt,
Der Böse lebt, der wider Gott mißhandelt,
Der Mensch verwickelt den Tod und ist entgangen.
Gott wird gefangen.

Eine einzige Stimme hielt den Gesang. Bis daher war er viele Sonntage wie ein Kahn auf den Wellen gegangen.

Eine jähe und völlig unvorhergesehene Weichmütigkeit überfiel den Burschen. Er mußte plötzlich an die Christnacht denken und an die Geigenstimme aus dem Dunkeln. Seine Gefühle wandelten sich, wie Wasser abfließt.

Ich wollte sie schimpfieren, dachte er. Ich allein durfte es. Nur mir hat sie was getan, mir gehört das Rächeramt. Was kommt dem Frauensmensch bei, daß sie mir in meine Sache fährt. Was geht's die an! Die soll man das Spucken lassen. Am Ende wird noch einmal vor ihr gespuckt.

Immer mehr wurde ihm zu Mut, als habe man ihm etwas von seinem Recht abgerissen. Als habe eine freche Hand in sein Eigentum gegriffen. Als sei ihm ein bittres Unrecht geschehn.

Das verzogne Herz in ihm tobte immer stärker. Er dachte daran, daß er vor Adolf wortlos und anständig zurückgetreten sei. Dafür hatte ihm niemand gedankt. Und er hatte doch ein Glück fahren lassen. Dann dachte er, wie man ihn betrogen und zum Narren gehabt hatte. Und dann, wie er nun auch um das letzte gebracht sei.

Von der Predigt hörte er nicht ein armes Wörtlein. In immer schwereren Stößen ging das eigenwillige, verwöhnte junge Herz.

Er dachte schon nicht mehr daran, daß er Gemeines und Schlechtes gewollt hatte bei Ibe. Ein geheimes Kämmerlein in seinem tiefsten Innern tat sich leise auf. Ach, Ibe — eigentlich — wollte ich ganz was anders bei dir.

Jawohl, trotz Adolf. Was Adolf abgegriffen hat, ist noch lange nicht abgegriffen. Aber nun hat mir die ver-

fluchte Zule das Wasser schmutzig gemacht. Nun gibt's kein Trinken mehr daraus.

Immer heißer stieg's dem Burschen auf. Fehlte nicht viel, und die Tränen sind vorn. In der Kehle steckt's schon. Wünschte sich der Löff einen großen Heuhaufen her, sich einzuwühlen, sich auszuheulen.

Der Gesang hebt wieder an. Die einzige Stimme trägt und hebt. Trage mich mit, liebe Stimme —

Aber singen kann der Löff nicht, muß die Zähne aufeinanderbeißen. O, was gibt's doch auf der Welt!

Gib süße Ruhe, wenn nach meinen Tagen
Man meinen Leib wird einst zu Grabe tragen.
Die Ruhe hat mein Heiland mir erworben,
Als er gestorben.

— „Es sind gesonnen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten und werden hiermit zum letzten Male aufgegeben: Junggeselle Adolf Friedrich Eberhard Löff, ehelicher Sohn des Schulzen Johann Andreas Gotthelf Löff und seiner Ehefrau Maria, geborenen Zarnekow, mit Jungfrau Wilhelmine Antonie Luise Albertine Dörbart, eheliche Tochter —“

Es war ein leichtes Rauschen in der Kirche, ein gehaltenes Atmen, ein jähes und unbeherrschtes Wenden der Köpfe nach der zweithintersten Bank.

Keiner hatte sich umsehn wollen, aber es waren wenige, die es nicht taten.

— Was macht sie für ein Gesicht?

Was soll sie für ein Gesicht machen?

Bei dem flüchtigen Hinsehn kann man nichts Sonderliches erkennen. Es sitzt die Schwiegermutter vom Schuster

neben ihr, schon bald Urgroßmutter, aber immer noch Fräulein. Auch sonst nicht sehr begehrt. Eine, vor der man die Kochtöpfe schnell zudeckt und sich neben die Göffel stellt, wenn sie angehumpelt kommt. Die hat die längsten Finger im Dorf. Das feine buntwollne Halstuch, das sie umhat, wo hat sie das mal wieder her? Wer es als feins wiedererkennt, mag nichts sagen, man hat nichts als Unannehmlichkeit. Eine böse Nummer.

Aber jetzt, da die Köpfe sich drehn, rückt sie sichtbar von ihrer Nachbarin ab, ist ganz heilige Tugend gegen solch Jör.

Ihe sitzt ganz still. Es ist schon alles abgemäht in ihrem grünen Garten. Die Sense geht durch leere Luft.

— — — „Wißt ihr's schon von Alara Uhl?“ Es geht durchs ganze Dorf. Ehe die Sonne am höchsten steht, ist's in jedem Haus, jeder Kate, jeder Stallecke be- redet. Es ist viel Lachen dabei und sind leuchtende Augen. Manche sagen: „Alara Uhl hat recht gehabt.“ Aber es gibt solche, die meinen, der Trittsstein vor der Kirchthür hätte nicht dürfen bespuckt werden. Der nicht. Sonst wär's schon gut.

Daß es nicht gut war, hat niemand gesagt.

In allen Häusern bespricht man es, aber in zweien nicht. Da bleibt's vor der Schwelle stehn. Ins Pfarrhaus geht's nicht hinein, nicht einmal die Buschweckern traut sich, es mit ihrem Gesangbuch und dem geplätteten Taschentuch mit in die Stuben zu bringen.

Im Schulzenhof kriecht's in den Winkeln herum, aber ins Haus traut sich's auch hier nicht. Erzähl' mal dem Schulz oder Madam Löff solche Sachen. Du kriegst's

nicht heraus, und wenn du's herauskriegst, beneidet dich niemand. Denn es geht um Adolf. Und Adolfsen wird's auch kein Deubel sagen, nicht mal die eigne Braut. Es gibt Dinge, die kitzlich sind.

Aber Bertram hört's und hört's mit tausend Ohren, auch da, wo es keiner gesagt hat. Er geht herum wie ein Feuerbrand. Jeder merkt's, daß er nicht ganz bei Sinnen ist. Er denkt auch nicht mehr, sein Denken ist verbrannt.

Wenn ein Löf soweit ist, dann gibt's ein Unglück, ehe die nächste Nacht herum ist.

Es ist auch eins gekommen in der Nacht nach dem Sonntag, der in der Kirchensprache *Judica* heißt. Es ist ein Lärm losgegangen auf dem Hof von Johann Uhl, das Kammerfenster seiner Tochter war entzwei und sie voll wilden, schreienden Weinens, wollte nicht sagen, was mit ihr sei. Die Hunde haben gebellt, und ein Mann ist, sichtbar für alles Gesinde, über den Zaun gegangen.

Am andern Tag hat Bertram Löf mit einem Satanslachen im Krug erzählt, daß die Uhltochter Alara ihn zu sich gebeten habe.

— Von dieser bösen Geschichte haben die Leute in Löfeland noch zwei, drei Jahre gesprochen. Dann gehörte es gänzlich zu den gewesenen, in den festen Bestand übernommenen Dingen. Aber damals war es furchtbar. Der Klapperdürre Bauer hat seine Faulheit vergessen und ist zum Schulzen gerannt. Der hat ihn hinausschmeißen wollen und nicht gekonnt. Noch vier Wochen vor Gustas Hochzeit ist die Ehe zwischen Bertram Löf und Alara Uhl in der Schilfkirche eingesegnet.

Es war das erstemal, daß ein Löff in der Schilfkirche getraut wurde, und das leßtemal, daß eine Trauung in der Schilfkirche stattfand. In der Nacht darauf brannte sie ab.

Man riet hin und her, wer den Brand angelegt habe. Einige rieten sogar auf den Schulzen, aber die anderen sagten, das sei ganz unsinnig, auch hätte er dann die Kirche wohl eine Nacht früher abbrennen sollen. Die meisten sahen in Bertram den Täter, doch auch dies wurde aus demselben Grunde bezweifelt. Es wurden auch Stimmen laut, daß die ganze Geschichte von ein paar Knechten ausginge, darunter von Fritz Pape, in deren Köpfen bereits eine neue Zeit spuke und die mit alten strengen Gebräuchen, die sich auch gegen sie richteten, aufräumen wollten. Pastor Glüter predigte am nächsten Sonntag von der Kanzel, daß es der Teufel selbst gewesen sei.

Er trug sich lange mit dem Plan, eine neue Schilfkirche aufzurichten. Aber so etwas läßt sich wohl zerstören, jedoch nicht wieder aufbauen, wie es einmal gewesen ist. Ein Stück Zeit war wieder abgelaufen.

Neuntes Kapitel

Es sind nach diesen Geschehnissen fünfzig Jahre hingegangen, und die Jahrhundertwende war da.

Die damals jung waren, trotzig und feck, scheu und zart, voll heißer Herzen, waren nun alte Leute. Und die Alten von damals waren tot.

Es ändert sich viel in einem Menschenalter, und die es

einmal, sich Zeit lassend, im Rückblick beschauen, können wohl das große Wundern kriegen.

Es ist auch die Eisenbahn näher herangerückt an Löfeland, von zwei Seiten. In Schneidewind faucht ihr heißer Atem und drüben in Rastorf auch, aber es gibt noch ein Häuflein Menschen, die das feuerspeiende Ding, dem sie sich auch für hundert Taler nicht anvertrauen möchten, noch nie gesehen haben.

Es ist ja ein großes Stück alter Kultur vor die Hunde gegangen, und eine neue ist noch nicht da, aber beides wurde von denen, die es erlebten, nicht bemerkt. Man müßte, wollte man sehr gewissenhaft sein, das Löfeland nach fünfzig Jahren noch einmal ganz von vorn beschreiben, aber das würde die Mühe nicht lohnen, die es kosten würde, es zu lesen.

Das einzige, das in diesem Löfeland um die Jahrhundertwende des Betrachtens wert war, das waren ein paar alte Leute, die heute auch schon alle tot sind. Und nun wird es wieder hohe Zeit, daß ein junges Geschlecht aufkommt, wiederum mit eignen Gesichtern, wie sie jene Alten noch hatten, und nicht mit den geborgten, die um die matte Zeit vor und nach dem Kriege herumliefen.

In der kleinen Stube mit dem Goldlack am Fenster und den Bildern von zwei jungen Leuten auf der alten „Klamod“, wie damals die Frühfahrtsche sagte, deren Schwiegersohn jetzt den Hof hat und auch schon ein klapp-riger Graukopf ist, in genau derselben Stube, mit dem immer neuen Holzstapel am Giebfenster und der Kammer daneben und der hohen Schwelle, in der Küche, die noch ihre offene Feuerstelle hat und die halbgeteilte Tür, wohnte die

weißhaarige Ibe Brodersen, die von den Leuten meist Ibe Zoop genannt wurde und auf beide Namen hörte, und die auch noch nie eine Eisenbahn gesehen hatte.

Sie hatte neben dem Geld von der Großmutter in dem gelben Kästchen mit dem Blumenkranz, das immer noch nicht zu Ende war, ein kleines Auskommen zu der Kuh und den Hühnern und dem Gartenstück, das hat ihr Pastor Glüter, der sich ihrer dann wieder erinnerte, verschafft. Er war damals noch einmal bei ihr gewesen, und sie hatte ihre eingewickelte Geige hinter den Milchsatten vorholen und ihm vorspielen müssen, aber er tadelte viel, denn sie spielte mit zitternden Fingern und unter Zwang. Sie mußte dann aber ihre Geige einwickeln und damit zu Herrn Bahn gehn und ihn bescheiden bitten, ihr doch weiter Stunden zu geben, denn sie sollte dann regelrecht in der Kirche spielen und auch in der Schule Singunterricht geben.

Sie dachte damals, das könnte sie ja nun und nimmermehr. Es war noch alles krank in ihr, und als die Frauen ihr das von Alara Uhl verdeutlichten, war sie zwar immer noch nicht ganz im Reinen darüber, was alles eigentlich bedeutete und wie furchtbar schimpflich sie da stand, aber es war alles so schwankend und wankend, als wenn sie etwas tun sollte, von dem sie nicht Anfang noch Ende wußte und überhaupt ganz im Dunkeln stand, so daß sie wieder das schreckliche Gefühl von der Brücke mit dem abgebrochenen Geländer hatte.

Herr Bahn dachte damals auch: der Pastor sollte mir man lieber nicht die Dirn aufhalsen, auf die das ganze Dorf mit Fingern zeigt. Obwohl er sie lieb hatte, hätte er

sie am liebsten nicht mehr vor Augen gesehn. Zuerst war er denn auch steif und grob zu ihr und jedem, den er sah, erzählte er, daß der Pastor sie ihm geschickt habe.

Wie lange wuchs nun schon das grüne Gras über Herrn Zahns Hügel. Ja, wenn Ibe Brodersen nicht gewesen wäre, dann wäre das Grab schon gänzlich eingesunken, das Holzkreuz umgefallen, und Disteln ständen drauf, statt der Seerosen und Reseden und des Goldlacks, alles Ableger aus oll Joopsch ihren Töpfen.

Als er zum Sterben kam, mußte seine verheiratete Tochter laufen und Ibe Joop holen. „Wer dat sei de Geig mitbringt, süs sall sei wat erleben!“ Ordentlich drohend redete der alte Mann noch auf seinem Sterbebett. „Da setzt dich hin, da spielst du alle Lieder durch, die du bei mir gelernt hast. Lustige und traurige, geistliche und vom Vaterland und vom Schaß. Un hörst nich ihrer up, als iek di sech.“ Dann hat das Mädchen gegeigt vom Nachmittag um vier bis nachts um elf, da sind ihr die Arme lahm gewesen, und alles ist ihr rund gegangen. Da hat der Küster sie aus halbgebrochenen Augen angesehen und so gut und weich gesagt, gar nicht mehr barsch wie vorhin, wie ein Kind, das einschlafen will und die Mutter hört auf zu singen: „Noch 'n bäten mihr, lütt Ibe. Noch 'n lütt bäten miehr!“ Da fing sie wieder an, und die Arme waren wieder ganz stark und der Sinn klar, und sie hielt noch zwei Stunden aus. Da spielte sie grade das Husarenstückchen: Was blasen die Trompeten, da ritt der alte Küster mit einem seligen Lächeln mit Vater Blücher in den Himmel ein.

Im ganzen haben ja die Löfeländer, so damals wie jetzt, nicht viel nach Musik gefragt, es sei denn in Behnkes Krug, wenn die Tanzdiele unter den stampfenden Stiefeln im Takt erbehte. Aber auf Ibe Zoops Geige sind sie doch stolz geworden, und der neue Pastor hat es gleich zu hören gekriegt: „Ne Orgel bruken wi nich, wi hebben Ibe Zoops Vigelin. De spält feiner als söben Orgels.“

Ja, wie denn — stolz auf Ibe will man in Löfeland sein?

Ach, es sah alles erst so schrecklich aus, und wurde dann nicht halb so schlimm. Das hätte sich aber niemand träumen lassen, daß grade Bertram Löf eine Mädchenehre retten sollte, wenn auch durch einen Teufelsstreich. Denn seit an dem Montag nach Judica die Kunde ging, was Alara Uhl für eine war, seitdem sagten alle: „Die soll denn man das Ausspucken vor andern Mädchen nachlassen.“ Und einige meinten zu Ibe: „Nun geh du man hin und spuck vor der aus.“ Aber Ibe hatte ja noch einen wirren Kinderkopf, der damals alles nur halb faßte.

Sie waren nicht musikalisch, aber als es bekannt wurde, wie der Küster so sanft und fromm und lustig und gleichsam marschierenderweise in sein letztes Stündchen hinein-gegeigt war, da wollten es andre auch so hübsch haben, und Ibe mußte antreten, so richtig wie ein Leibmusikant, den sich Könige und Kaiser zum Aufspielen bei ihren persönlichen Angelegenheiten holten. Pastor Glüter hatte nichts dagegen, im Gegenteil, er nahm es auf und führte es regelrecht ein, so wie er die Wochensprüche und die Mitternachts-gottesdienste eingeführt hatte, aber er hielt dann streng darauf, daß das dumme Jör die Sterbenden nicht mit

einem Trompeterlied abfahren ließ, sondern mit einem schönen und ernstern Sterbechoral. Das hat sie denn auch immer gemacht, auch als ihr strenger Meister bereits tot war, denn artig war sie meist, von Kind auf, wenn nicht irgendein Sturmwind aus Ost oder West ihre Artigkeit umwehte.

Die Madam Löff ist ohne Vigelin abgefahren, die war nicht für neue Moden, aber wie es mit dem alten Schulzen zum Letzten ging, da mußte Pape hin und mußte die Jöre holen. Daß er sein Herzblatt noch einmal um sich hatte.

Mine ist nie sein Herzblatt gewesen, und die andre Schwiegertochter auch nicht. Das war ja, wie es sein mußte, mit der zweiten hat's ja sogar gestunken, und die Schilfkirche hat er nie ganz überwinden können. Aber deswegen ist's doch die alte Ordnung, und mit Ibe wär's außer der Ordnung gewesen. Er tät heute noch nicht anders mit Adolfsen verfahren, als wie damals, aber herholen läßt er sie schon, die Lütke, die kleine Porzellanpuppe aus der Stube, wo der Goldlack blüht.

Mit dem Fritz Pape, der sie holen kam, hat's auch seine Geschichte gegeben. Schulzenknecht war er immer noch und wird's bleiben bis zu seinem seligen Ende. Erst beim Schilfvater, dann beim Schilfbruder. Trifft's das Schicksal, kann er's auch noch beim Neffen werden. Halbwegs ein gesetzter Mann ist er mittlerweile schon und hat die Lina Buschwecker heiraten müssen. Sie hat's glücklich gemacht, wie sie nicht gemeint hat, daß sie noch einmal werden könnte, ihn nun just grade nicht. Aber darauf hat's dann nicht ankommen dürfen. Das wandernde Herz der

Löfs hat er auch mitbekommen nebst den Zigeuneraugen, sonst leider nichts. Und wo wandernde Herzen sind, müssen Gesetze stehn, unabänderliche, unbewegliche, ungeschriebene. Damit doch die Welt in Löfeland nicht aus den Angeln kippt.

Also der Fritz Pape holte die Ibe samt ihrer Geige zum sterbenden alten Löf. Sie war schon keine Jöre mehr, die Zeit war jahraus, jahrein ins Land gegangen, seit sie damals als Schattenriß vor dem Herdfeuer gestanden für den abschiednehmenden Liebsten. Aber sie hatte noch immer etwas an sich, so schmal und zart und kindlich wie sie war, daß mancher die Zwanzigjährige noch Jöre nannte. „Jo, mit den Schulden geiht to Enn“, sagte Pape. „Denn so wird Adolf uns' Schult.“ Es war nur so hingefagt, ohne Beziehung. Eine zeitlang war Ibe wichtig gewesen fürs Dorf, wichtiger als sonst die Löfbräute. Aber dieselben Dinge, die fürs Geschehen da sind, sind auch fürs Vergessen da. An diesen alten Kram denkt heute keiner mehr.

Keiner.

Als Ibe mit ihrem Begleiter an den Hofzaun kam, und der ihr ganz manierlich das Fußgängertor aufstieß und sie hereinließ wie ein Fräulein, und sie da ging, mit ihrer eingewickelten Geige — mag's fast aussehen, als wenn sie ein kleines Kind etwas gedankenlos und unzart trägt —, da steht Adolf mit seinem vierjährigen Glackskopf im Hausgang und sieht den Aufzug durch die offene Thür.

Es ist Sommerhitze, backofenmäßig, an die dreißig Grad im Schatten. Die Heuernte ist drin, aber Mensch und

Vieh sind mager geworden, soviel Schweißtropfen hat es gekostet.

Da fährt's ihm durch die Seele, mittendurch, wie ein Pfeil.

Er hat's nicht gewußt, daß der Alte sie hat rufen lassen. Sonst was schadet's denn? Alter Kram. Er konnte sie ja so oft sehen, wie er wollte, sicher in der Kirche. Hat ihn kaum zum Hinsehen gereizt. Wenn er nach allen Bräuten sehen wollte —!

„—— Die Sonne muß wandern
Und die Lieb wandert auch.“

Aber nun just über seinen Hof. So ruhig und grade, als wenn sie —

Er faßt seinen Vierjährigen an die kleine schwitzige Pfote. Will's nicht denken, hat's schon gedacht: Wärs du ihrer —

Er dreht sich um. Nicht ihr begegnen — hier — nein, das geht nicht —

Wie ein Dieb hastet er nach hinten, in den Krautgarten, wo er nichts zu suchen hat. Drinnen werden jetzt Geigentöne losgehn —

„Loop, Jung, loop nach hinnen in Goren. Dor steht de Adebear up de Wisch.“

Er stakelt die Bodenleiter 'rauf. Was will er da oben? Hier hört man vom Geigen ja jeden Ton. Ja, was will er? Glückliche sein ein paar Stunden, indem sein Vater stirbt? Oder traurig sein wie nie? —

Er setzte sich auf einen Futtersack.

Lütt Jbe, lütt Jbe, was ist mir das bloß?

Ja, das Geigen kann lang dauern. So lang, so lang — wie Vating noch lebt.

Geht's denn etwa zu End mit ihm? Dann müßte man ja Botschaft zu Gusta schicken und Bertram holen, und die Frauen müßten dabei sein, und der Pastor gerufen werden. Es widersteht ihm plötzlich, soviel Lärm und Getu, ihm ist, dem Vater ist lieber, man läßt ihn noch ein Weilchen in Ruh und allein mit der Lütten.

Da schlägt's auf ihn nieder. Da sitzt er mit Händen vorm Gesicht.

Und da geht's los.

Was spielt die verdammte Vigelin auch das nun grad?

Ach wie ist's möglich dann,

Daß ich dich lassen kann,

Hab' dich so herzlich lieb,

Das glaube mir —

Es sitzt einer und heult, heult, daß es ihn stößt. — Es ist um Vating — will er denken — er weiß, das ist nicht wahr.

Unten wuchtet der Schulz brutheiß aufgestützt in den Federkissen. Das Lustholen ist die schlimmste Arbeit, so hat keins seiner Pferde keuchen müssen vorm Erntewagen, wie er jetzt. Die Bluthige macht das Sterben dreifach schwer.

Aber da weht's so kühl und frisch herüber von der blonden kleinen Dirn, mit den Wimpern über den Augen und dem ernsthaft ehrbaren kleinen Fratz.

Du — guck doch mich mal an.

Sieh, was das Ding für Schelmenspiel treibt. Ist ja gar nicht mehr die kleine Porzellanpupp, mit der Adolf es mal hatte. Ist ja die eigne Jugendliebste —

In seinen schweren Gesichtsmassen ist es wie ein Lächeln, ein Flöten und Pfeifen. Was die ihm da vorgeigt, eine Donnerdirn ist's ja!

Du hast die Seele mein
So ganz genommen ein —

Es wird ihm wirklich ein bißchen leichter, er kriegt auch wieder Atem. Da fällt's ihm wieder ein. Ist nichts mit Jugend und Jugendliebsten. Einpacken heißt's, der Alten nachziehen —

Muß sein, ist dann auch recht. Einmal muß jeder davon. Aber es galt ja noch etwas glattmachen.

„Hör mal mit dem Gefiedel auf.“

„Geh mal an die Alamod. Nicht an die, dumme Dirn, an die da hinten. Zieh mal's oberste Schub auf. Lang mal zwischen die Hemden.“

Es dauerte ein Weilchen und gab noch zwei, drei Anschnauzer, dann war's richtig. Das Schlüsselchen ist gefunden. Nun ein ander Schub auf. Da steht, das soll sie kennen, Großmutter's gelbes Kästchen mit dem Blumenfranz. „Bring's her.“

Er will's aufschließen, kann nicht mehr. Ist das Löchelein zu winzig, oder hält die große dicke Pfote, die so manchen wilden Gaul gebändigt hat, den kleinen Schlüssel nicht mehr? Er sieht sie an, schüttelt den Kopf. — „Ist Zeit zum Abfahren!“

Dann: „Schlut du up, Diern.“

Im Kästchen liegt Geld, Silber und Gold. Ist um nichts, das man sehen kann, weniger geworden, und hat doch öfter das Mündel Geld vom Vormund bekommen. Alle Neujahr und zu Ostern und Johanni mehrere Taler. Muß der Vormund sich vergriffen haben und in einen andern Kasten gelangt.

Nun er das Ergebnis sieht, ist's, als ärgert's ihn, er schnauzt das Mündel an. „Wenn du's selber hast, wirst gleich alles verwirtschaften. Aber ich komm dir nach't's im Schlaf, wenn du zu viel drangehst. Jetzt geig man wieder.“

Das Sprechen ging ihm aus, das Bewußtsein auch wohl bereits. Die Atemnot hub wieder an.

Da spielte Ibe ein Lied ums andre, und fand die Übergänge und spielte Fröhliches und Trauriges, vom Vaterland und vom Schatz und die alten frommen Lieder, die deutsche Männer in schwerer Not und Drangsal dichteten, und nach denen viel Jahrhunderte lang alle bangen Herzen gegriffen haben.

Aber nicht nur der Mann auf dem Dachboden hörte das alles mit an, sondern auch Mine Löff, die Schulzenfrau, wurde das gewahr und schalt und fragte, wer denn die Zoop geholt habe ohne ihr Wissen. Und wenn's mit dem Schwiegervater so weit wäre, dann müsse doch ein reitender Bote nach Altenwischow abgehn, und Bertram und Alara müßten geholt werden und der Pastor. Mein Gott, wo denn Adolf stecke? Nie sei ein Mann da, wo er sein müsse. Und so kam nach und nach die ganze Familie außer Adolf in die Sterbestube.

Zulezt, wie das Abendmahl vorbei war und Herr Glüter selber anordnete, daß die Geigerin nun spielen solle: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir —“ tat sich noch einmal die Thür auf, so leise und zag, als wenn ein schüchternes Mädchen hereinwolle, aber es war der künftige Schulz selber. Seine sonnenbraune Haut war fahl, und Mine mußte denken: Hei hett rohr, so dull griep em dat an. Er ging ums Fußgestell des Bettes und sah den Vater sterben. Da war ihm alles andre vor diesem Anblick versunken.

— — — Das ist ja nun alles schon fast ein Menschenalter her. Adolf Löff ist zwar noch Schulz, aber die neue Zeit kommt ihm schnurrig vor, und der ehemals Vierjährige sagt schon zu ihm: „Vater, gib die Sache man ab, du bringst das schon alles durcheinander.“ Es ist wohl auch ein Löff, der Neue, aber es ist, als fehle manches bei ihm, was Vater und Großvater hatte. So meinen wenigstens die alten Leute, die noch keine Eisenbahn gesehn haben und um keinen Preis damit fahren würden. Sie sagen, die Vorigen wären ja auch toll und unbeständig und ohne Sorgfalt in ihren jungen Jahren gewesen, aber sie hätten doch einen festen Kern in sich gehabt, und keiner, auch die jüngeren Söhne hätten etwas getan, zu dem man sich nicht hätte versehen können, weil es schon die Großväter eben so getan. Es sei alles in einem Rahmen eingeschlossen gewesen, so daß im Großen doch ein Verlaß auf sie gewesen sei. Dagegen die Nachkommenden, was Adolfs Söhne und Enkel seien, wären flattrig und unbestimmt, man wüßte nie, ob sie Gutes tun wollten oder Böses, und der alte

Respekt vor dem Geschlecht ginge hin wie ein Windzug in den Binsen.

Aus dem Uhlenhof machte der Bertram noch das Mögliche. Nach zwei Jahren war das alte stinkige Genist nicht wiederzuerkennen. Aber es ging roh und unfriedlich dabei zu. Der alte Schulz hatte noch gemeint, mit dem Johann Uhl ist kein Auskommen, und Bertram wird es bitter haben. Aber bald konnte es heißen: Mit Bertram ist kein Auskommen, geht ihm bloß aus dem Wege, wenn euch die Knochen lieb sind. Den Schwiegervater hat er zusammengestückt, und die Frau mit dem Peitschenfiel gemessen. Er war kein Guter und verlor ein Stück Löffcher Mannszucht, ohne die es dann leicht bergab ging.

Es war in bestimmter Hinsicht schade um den zweiten Löff. Eine innere Erniedrigung konnten sie nicht vertragen, und die hat er nicht erst in der Schilfkirche durchgemacht, sondern schon vorher. Etwa nicht, als er über den Uhl'schen Zaun ging, aber als er im Krug davon prahlte. Das war nicht Löffsche Natur, und darum rächte es sich.

Lachen hat ihn noch mancher sehen, wenn er erzählte, daß er seiner Frau das Frühaufstehen beigebracht hätte und dem alten Uhl die Fässer aus dem Keller gerollt. Es war nicht just soviel darin, als die Leute sagten, aber das hat er dann keinem erzählt, daß sie ihn nicht auslachen oder bemitleiden sollten. Eine arme Linie ist deswegen diese Uhl-Löffsche doch nicht geworden.

Wie die Jahre gingen, verlor sich dann das Ausgeartete, er hatte seine Frau und den Hof in Reih und Schick, und ein Anflug des früheren Bertram Löff kam wieder. Aber was er damals gewesen war, wurde er doch

nicht mehr so recht. Er saß nicht auf dem Fattersack, krank an einer alten Liebe, aber er warf Ibe auf der Straße freche Schelmworte zu, hinter denen mehr steckte, als er selber wissen wollte, und im Krug schlug er mit der Faust auf den Tisch und brüllte: „Wenn ick 'n anner Fru hätt, wier 'k annern Kierl.“

Mit diesen Männern ist Ibe in mehr Gemeinschaft als sie wußte, durchs Leben gegangen ins weiße Alter hinauf, aber mit Gusta hatte sie gar keine Gemeinschaft, weder bewußt noch unbewußt. Ganz Löfeland hat keine Gemeinschaft mehr mit ihr, es sei denn das Geld, das sie noch aus dem Vatererbe zu bekommen hatte. Sie hatte leider nichts besseres mit ihrem Leben anzufangen gewußt, als es von dem Hochmutstrahl bestempeln zu lassen, aber sie hatte mehr Anstrengung und Arger als Vernügen von der Sache.

Sie verkehrte in Schneidewind mit den Frauen der Juristen, Ärzte und höheren Forstbeamten und quälte sich ab, den richtigen Ton zu fassen. Es war nichts damit. Sie verlor ihre eigne Art und gewann keine neue. Nur zu Hause war sie noch die echte Löff aus altem Schrot und Korn, im guten Sinne und im minder guten.

Ihre Kinder waren keine Löss mehr, es war das wacklige Geschlecht der Jahrhundertwende. Sie nahm es für Quastenbergisch. Als alte Frau, neben ihrem Ruhestandsgatten, in einer größeren Stadt lebend, kamen alte Bilder und Erinnerungen nur zuviel zurück, und das unbefriedigte Herz wob einen immer dichteren Strahlenkranz darum. Es war die Entschädigung für ein leergebliebenes Dasein. Sie machte sich nichts aus ihren erwachsenen Kindern, aber von

ihren Brüdern sprach sie wie von Halbgöttern. Heinrich Quastenberg hätte wohl auch manchmal wie Bertram Löf sagen mögen: Hätt ich 'ne andre Frau, wär ich ein andrer Kerl. Aber der Vergleich stimmte auf keine Weise. Erstens war sein Weg nicht über den Zaun und durch die Schilfkirche gegangen, und zweitens wäre er mit einer andern Frau freilich wohl ein andrer Kerl, aber nur kein besserer und liebenswerterer geworden.

Unter den bedeutenden Toten, die dieses nun altgewordene Geschlecht begrub, war dann auch Pastor Glüter. Er starb aber, ohne sich Ibe mit ihrer Geige zu bestellen. Er fand doch wohl, daß er allein in den großen Schlaf kommen könne und sich nicht müsse von einem unwissenden Mädchen hineinhelpen lassen.

*

■

*

Das ist alles geschehen, während Ibe Brodersen durch diese Dinge mitten hindurch oder neben ihnen herging. Sie blieb immer ein stilles Wesen, überstill manchmal, vielleicht aus Naturanlage, oder eher, weil in ihrer frühesten Jugend schon ein Hagelschlag in ihr grünes Gärtchen niedergegangen war. Sie hatte dann auch niemand, der sie bei der Hand faßte, und ihr so recht alles erklärte und auseinanderlegte, wie das so geht in der Welt, und wie ein ordentliches Mädchen sich dann wieder zurecht rapple und sich sage: nach meinem Glückseligsein können nicht alle Menschen ihre Uhren stellen, und jetzt mal drauf und dran, daß ich auf einen rechten Lebensweg komme und andern, die in Not und Angst sind, noch helfe.

Das sagte ihr keiner, nicht einmal der Pastor, weil er für die kleinen Leute und die kleinen Dinge nicht das richtige Maß hatte und vieles für selbstverständlich hielt, was solchen armen Tröpfen noch lange nicht selbstverständlich ist. Aber er hatte ihr doch insofern und gleichsam mittelbar geholfen, indem er sie wieder an ihre Geige hinbefahl, obgleich sie damals dachte, sie könnte und möchte gar keinen Ton mehr spielen.

Die Geige und alle die schönen Volkslieder und was noch so dabei war, selbst die Tänze, wie der Walzer einer war: Nur einmal blüht im Jahr der Mai, nur einmal im Leben die Liebe — die sagten ihr alles das, was die Menschen ihr zu sagen versäumt hatten.

Sie sagten ihr, was in einem Menschenleben alles vorkommen kann, daß es das eine Mal glitzert und schimmert und einem vor Freuden fast die Brust zerspringt. Und das andre Mal alles grau ist und nicht zu begreifen, wie schwer, daß man vor Tränen nicht mehr gehn kann, und dann das fürchterliche eisige Heimweh kommt, darinnen alles stockt.

Alles, alles sagten sie ihr, wovon sie wußte, daß es wahr sei, denn sie hatte es selber genau so durchgemacht. Das war so wunderbar, wie man all das herzerspringend Schöne und alles Traurige, sogar das Bitterste, wovon sie dachte, daß es keine Worte dafür geben könne, in Tönen geigen und in leisen Wörtlein singen kann.

Das half ihr dann weiter.

Aber es kam noch viel schöner. Alle diese Menge von Volksliedern und Kriegsliedern und solchen vom Wandern und vom schönen Vaterland, für das man sterben kann,

die kamen an wie lauter wunderbare Erzähler. Die sagten und schilderten ihr, wie die Welt so groß ist und weit, wie sie leuchtet und auch finster und dräuend steht, wie es darin große Taten gibt und Helden, und was alles geschehen kann auf Erden. Ja, da hob sich ihr armes gedrücktes Geelchen ganz staunend. Es war also gar nicht wahr, daß dieses Dorf überhaupt alles war, oder daß alles nur gerade so war wie in Löfeland. O bewahre, das war hier nur ein kleines Sandkörnchen, ein Blättchen, das ein gelbes Gössel abrupft und verschlingt. War nicht so vieler Gedanken und Tränen wert.

Und dann die alten Gesangbuchlieder, die lernte sie auch ganz anders kennen, als alle diejenigen, die sie nicht auf der Geige spielen, denn sie mußte jedes Wort darin verstehn und so recht in jedes Lied eindringen, damit der Ton genau darnach stimmte, wie es klingen mußte. Ihe hatte soviel zu staunen und zu erleben, als wenn sie mitten in der großen Welt säße und jeden Tag die merkwürdigsten Dinge sich vor ihren Augen abspielen sähe. Sie kam so tief hinein in all das große Leiden und Kämpfen, und dabei ging es immer über das Irdische weit hinaus, so daß sie über dem Geigen frömmere wurde, als irgendeiner dachte und sie selber wußte.

Aber damit war es noch lange immer nicht zu Ende, ja, man konnte sagen, es fing hiermit eigentlich erst an. Denn nun wurde sie durch ihre Lieder aufmerksam darauf, daß auch andre Menschen Schweres und Schönes erleben und manchmal auch so recht Elendes, daß sie krank und krüppelig sind und sich nicht helfen können, und dann haben sie doch auch keine Geige, kaum ein Lied, das sie

vor sich hin singen können, und es ist alles hoffnungslos und öde um sie her.

Das traf ebenso auf die Großen zu wie auf die Kinder, die sie im Singunterricht um sich her hatte.

Als Ibe dies erfaßt hatte, da hatte sie gewonnen. Da war sie über die steile Mauer gestiegen, hinter der die meisten Menschen in Glück und Unglück, aber immer in dumpfer dicker Luft ihr Leben verbringen. Über die Wichtigkeit der eignen kleinen Person war sie hinüber, denn das ist die steile Mauer, die Luft und Licht abschließt, und dahinter es immer noch einer ungelüfteten Schlafstube riecht, selbst wenn die Menschen noch so fein sind und täglich in einer marmornen Badewanne sitzen und Spiegel und Spiegelchen, Kämme und Bürsten aus Elfenbein haben und Hand- und Fußpflege treiben. Sie werden doch den Armeleutegeruch aus ihren Kleidern nicht los.

Leider trifft das auf die meisten zu, und es ist als ein besonderes Menschenglück anzusehn, wenn einer mal wie Ibe durch den deutschen Liederwald, aus diesem Muff und Mief befreit wird.

In dem Augenblick, als Ibe auf die andern Menschen zu achten begann und ihr ganzes Streben dahinging, den Leidenden ihr Leiden, und den Sterbenden ihr Sterben leichter zu machen, war sie der glücklichste Mensch in Löfeland, trotzdem sie eigentlich mehr zu leiden und sich zu sorgen hatte als in ihrer eignen größten Not. Sie lief hin und her, und wo sie mit Geld helfen konnte, tat sie das schon, aber sie hat dann ohne Geld viel mehr Herzen geholfen, als je festgestellt werden kann, wenn nicht etwa ein Engel darüber Buch geführt hat. Dann werden ja

nachher beim jüngsten Gericht noch manche das große Wundern kriegen und nicht am wenigsten die großen Löwinnen der Wohltätigkeit.

Sie wurde keine Dorfberühmtheit, wie ihre Großmutter gewesen war. Eine oll Joopsch hat Löfeland nicht wiederbekommen und Jahre, Jahrzehnte lang schwer vermißt. Sie sind dann zu Wiete Witt gelaufen, das war nur halber oder Viertelskram, wie die Löstochter schon ganz richtig empfunden hatte. Wiete Witt machte dann auch offenkundige Fehler, weil es nicht von innen heraus kam und ihr ganzes Wesen umsing. Es war zu deutlich, daß es für sie eine Geldsache war. Aber sie hat bis an ihr Lebensende auch ihre Kundinnen gehabt, das waren die, die ohne solche Nachhilfe nicht leben können, und die glauben wollen. Im ganzen ging der Zauberglaube stark zurück.

Eine gelernte Hebamme hatte sich in Löfeland niedergelassen, das war eine Auswärtige, die städtische Manieren mitbrachte und vom Böten und Besprechen nichts hören wollte. Es wollte nüchtern werden in Löfeland.

Aber da ging der eigentümliche, zarte Glanz auf, der mit groben Künsten und mit verblüffenden Dingen nichts zu tun hatte. Dann kam der neue Pastor, und dem sagten sie im ernsthaft steifen Männerkreis des Gemeinderats, eine Orgel wollten sie nicht, sie hätten ja Ibe Joops Geige.

Dieser Pastor hat dann manchmal auf der Synode von der seltsamen Geigerei in seiner Gemeinde erzählt. Man fragte ihn dann: „Ist es denn schön oder dummes Zeug?“ Der Pastor hat nicht recht zu antworten gewußt,

obwohl er soviel Musikverstand hatte, um es ganz gut beurteilen zu können. Er war ein ausgesprochener Gegner jeder öffentlichen Frauenbetätigung, konnte sich anderseits dem Eindruck aber nicht verschließen, daß da etwas in das Gemeindeleben hineingewachsen war, daß sich ohne Störung des Ganzen nicht herausnehmen ließ. Er konnte auch nicht angeben, daß das Spiel schlecht sei. „Wenn sie ausgebildet wäre, würde sie wohl etwas Gutes leisten“, sagte er dann. „Aber daran ist ja nicht zu denken. Ich werde es vorderhand belassen, wie es ist.“

Er war selber ein Bauernsohn, verstand die Leute und redete plattdeutsch mit ihnen. Aber an ein Dorf wie Löseland, das seine eignen Gesetze und seine weltfernen Sonderbarkeiten hatte, mußte er sich erst gewöhnen. Er nahm die verpachtete Landwirtschaft der Pfarre zurück und arbeitete mit sechs Pferden und an die zwanzig Rühe. Seine Frau klagte über das Haus. Es stand aber noch so dauerhaft in seiner festungsähnlichen Bauart, daß die Behörde kein neues geben wollte. Durch die Pastorfamilie wurde die Nüchternheit im Dorf noch bestätigt und verwahrt. Als Ibe Brodersen mit sechsundsiebzig Jahren begraben wurde, ihre Geige im Arm, wie sie gebeten hatte, denn sie dachte, im Himmel gleich wieder weiter zu spielen, da wollte Pastor und Schulz das mit der Geige nicht zulassen. Sie sagten, das alte Ding habe großen Wert, sie könne zu Gemeindegunsten verkauft werden und ein tüchtiges Stück Geld bringen.

Etwas ähnliches hatte vor grauen Zeiten schon einmal ein altes Weib und ein Rüstler gewollt und gesagt. Da hatte ein junges Kind die alte Geige verteidigt, heute ver-

teidigte sie auch einer, aber das war ein weißhaariger Krückstaken, lang und dürr, dem die Strähne ins leberzähe Gesicht hingen, und dem keine Frau mehr und niemand das Äußere noch zuletzt ein wenig hübsch hielt. War der ehemalige Schulz, der Altenteiler Adolf Löff. Wie ein Gespenst, sagte der Pastor, sei der alte Kerl an dem Sarge aufgetaucht, habe den dünnen Arm gereckt und wie ein Halbwirrer hervorgestoßen: „De Geig’ blifft in’ Sarg biliggen! De Geig’ blifft in liggen!“ Da hatten sie, wie von Grauen übermannt, den Sargdeckel geschlossen.

Nun ist das wertvolle Stück da unten mit seiner Besitzerin zerfallen und vergangen. Aber im nüchternen Löfeland glauben heut noch viele, daß es nun im Himmel klingt, und sei es auch zur Walzerweise:

Nur einmal blüht im Jahr der Mai,
Nur einmal im Leben die Liebe — —

Von der gleichen Verfasserin erschienen ferner:

Die fünf Stiftsfräulein

Roman. In Ganzleinen gebunden RM. 5.80

Mit feiner Beobachtung schildert die Verfasserin das Reisen und Werden fünf junger Arztetöchter, die beim Abschied von der Pension einen Freundschaftsbund schließen und dann mutig ihren eigenen Lebensweg gehen. Wie sie sich mit den Härten abfinden und wie eine jede versucht, ihr Leben aufzubauen, wird mit starker Lebendigkeit vor Augen geführt. Als gereifte Frauen treffen sie sich bei ihrer alten Pensionsvorsteherin wieder. Gegenwart und Vergangenheit vereinen sich nun zu einem abgerundeten Lebensbild. So ist ein Roman entstanden voll Innerlichkeit und Bewegtheit, wie ihn jeder gern liest.

Der Herrgottschulze

Roman. 2. Auflage. In Ganzleinen gebunden RM. 5.80

Wie Henne Peters, der Schulzensohn, den Kampf aussieht, erst mit des Pfarrers Gelehrsamkeit, dann mit seines Vaters verwahrlostem Hof und endlich mit dem noch verwahrlosteren Dorf, das ist so ehrlich und kraftvoll erzählt, so blutwarm und schalkhaft, daß dem Leser das Herz froh wird. Ein Roman, der immer gelesen wird.

Die Stiefmutter der Schnittewinds

Roman. In Ganzleinen gebunden RM. 3.—

Mit tiefer Seelenkenntnis und leidenschaftlicher Anteilnahme wird hier das Mutterproblem vom Standpunkte der zweiten Frau behandelt. Neben den moralischen und künstlerischen Werthen bietet dieses kerngesunde Buch Stunden höchsten Genusses.

Unsere Mutter

Roman. 15. Tausend. Kartonierte RM. 1.50

Die Geschichte einer durch den frühen Tod des Mannes mittellos gewordenen Arztfrau, die das Leben mutig angreift, die Kinder etwas Tüchtiges werden lassen kann, dafür aber nie im Leben Dank erhält. Ein prächtiges, reifes Buch, das in die Hand der Jugend gehört.

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg/Berlin/Leipzig

